



DIE KARAWANE

LUDWIGSBURG/WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30

Vierteljahreshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde



GRIECHEN

Bild auf der Titelseite:

Griechische Mädchen in Tracht erwarten auf der Insel Kos
Touristen mit einem Blumengruß.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

© Verlag die Karawane - Ludwigsburg 1969

Satz und Druck: E. Wachter, Bönningheim

DIE KARAWANE
10. Jahrgang 1969 — Heft 3

GRIECHEN



herausgegeben im
KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG
mit Unterstützung der Karawane-Studienreisen und des
Büros für Länder- und Völkerkunde
Ludwigsburg

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
VORWORT	3
<i>Dr. Hans Eideneier</i>	
JORGOS UND SEINE FREUNDE	5
<i>Dr. Franz Simon</i>	
AUF DEN SPUREN HELLENISTISCHER KÖNIGINNEN IN ANATOLIEN	22
<i>Dr. Dietrich Gurlitt</i>	
GOLD UND GELD DER ANTIKE	28
<i>Prof. Dr. Ulrich Rüdiger</i>	
ARCHÄOLOGIE GESTERN UND HEUTE	35
<i>Dr. Kurt Albrecht</i>	
ZAHLEN ZUR ENTWICKLUNG DER WIRTSCHAFT GRIECHENLANDS 1966/69	46

VORWORT

Der Titel dieser Nummer unserer Vierteljahreshefte „DIE KARAWANE“ lautet mit Absicht nicht die Griechen, sondern nur „GRIECHEN“. Ihr Inhalt befaßt sich auch nicht mit antiken Größen des Geistes, der Politik oder der Kunst. Von den ersteren — Pythagoras von Kroton und Parmenides, dem Eleaten — war ausführlich die Rede im Lukanien-Heft, der vorhergehenden Nummer über Süditalien. Diesmal geht es uns um Griechen von heute und nur nebenbei um einen Blick in die Vergangenheit.

Wenn wir im letzten Beitrag dieses Heftes mit wenigen Zahlen auf die wirtschaftliche Entwicklung Griechenlands hinweisen, weichen wir damit grundsätzlich nicht vom Standpunkt politischer und religiöser Neutralität der Karawane ab. Es erscheint uns aber richtig, der maßlosen Hetze gegen die derzeitige griechische Regierungsform — eine absolut inner-griechische Angelegenheit — mit Zahlen entgegenzutreten, die man nicht übersehen sollte, will man objektiv und sachlich das Leben von heute sehen, wie es sich dieses Volk selbst gestaltet.

Und noch eines:

Wir zeigen in diesem Heft mit Absicht keine Bilder moderner Großstädter — deren Gesichter sind heute in der ganzen westlichen Welt fast ebenso gleichförmig wie die überall empor-schießenden Hochhäuser oder Fabrikigiganten. Dafür haben wir versucht, Menschen zu zeigen, die für die Masse des Volkes in Dörfern und auf den Inseln typisch sind.



„Jorgos“ verkauft in Itea „Landesprodukte“ an einen der ältesten und treuesten Karawane-Teilnehmer . . .

JORGOS UND SEINE FREUNDE

Zum Menschenbild des heutigen Griechen

In Griechenland leben 493 000 Esel, 9 297 000 Schafe, 4 767 000 Ziegen und 8 510 000 Menschen. Jorgos und seine Freunde sind Einwohner dieses Landes. Jorgos spricht mit seinen Freunden griechisch, bei uns neugriechisch genannt, mit den Ausländern in deren Landessprache, wobei ihm Hände und Füße, vor allem aber seine Mimik behilflich sind. Jorgos macht in seiner Sprache keinen Unterschied zwischen dem Ausländer und dem Gast. Er faßt beides im Wort *xénos* zusammen. Das war schon immer so in Griechenland. Jorgos glaubt, daß sein Vorfahre Odysseus oder Themistokles ähnlich gesprochen und gedacht haben wie er. Damit hat er nicht ganz unrecht. Im übrigen hält er von diesen Vorfahren nicht ganz soviel, wie sein Lehrer auf der Schule damals glauben wollte. Dieser hatte jeden Satz, der ihm von Bedeutung zu sein schien, mit der Phrase eingeleitet: „*Hi archéi imón prógoni*“, d. h. wie schon unsere Vorfahren aus der antiken Zeit herausgefunden haben. Auch später wurde er an diese ehrenwerten Urahren bei jeder öffentlichen Rede erinnert, sei es zur Eröffnung einer Retsinataverne, zur Übergabe eines neuen Bauabschnitts der „Nationalstraße“ oder aus Anlaß der Sonntagspredigt seines weißhaarigen Papás d. h. Pfarrers; diese alten Griechen waren und sind einfach allgegenwärtig, meist ohne jeden Gedankeninhalt als Topos und rhetorischer Schnörkel gebraucht. Jorgos läßt das kalt. Er weiß, daß seine Vorfahren heroisch gegen die Feinde (gegen welche Feinde eigentlich?) gekämpft haben, er weiß, daß hier die Wiege der europäischen Kultur stand, er kennt die Namen Sokrates, Platon und Aristoteles, er hat sie tausendmal gehört, und er ist stolz, ein Grieche zu sein. Über diese Vorfahren spricht er selbst mit Begeisterung, wenn er als Präsident des Clubs der Wasserfreunde am 10. Januar den offiziellen Neujahrskuchen anschneidet. Mit seinen Freunden spricht er nie davon.

Nur aus Anlaß der Lektüre der jährlich wachsenden Touristenstatistiken ist er froh, daß der Parthenon in Athen steht; Jorgos geht gern zusammen mit seinen Freunden auf die Akropolis, die merkwürdigsten Gestalten aus aller Herren Länder geben sich dort oben ein Stelldichein und bestaunen die Tempel seiner Urahren. Aber Jorgos selbst hätte gern mal eine Reise zu einer ihm näherliegenden Wiege seiner Kultur gemacht, zur Hagia Sophia in Konstantinopel; aber da lassen ihn die Türken nicht hin.

Überhaupt, daß diese Türken ihn nicht nur aus seinen seit 3 000 Jahren urreigensten Gebieten, aus den vielleicht griechischsten Teilen Griechenlands, der kleinasiatischen Küste, sondern auch aus seiner Hauptstadt — ist doch auch heute noch mit dem Wort für „Stadt“ d. h. pólis immer Konstantinopel gemeint — vertrieben haben, das verzeiht ihnen keiner von Jorgos Freunden; und wir tun gut daran, dieses bittere Gefühl zu respektieren, nachdem der Versuch der Demütigung der Türkei in den Jahren 1921/22 mit einer nationalen griechischen Katastrophe endete. Dort gibt es nichts mehr zu holen, aber die bittere Haltung Griechenlands der Türkei gegenüber ist nicht begründet durch das unnötig hochgespielte Datum vom 29. Mai 1453, dem Tag der türkischen Eroberung Konstantinopels, auch nicht unbedingt durch die mehrere Jahrhunderte dauernde türkische Herrschaft im heutigen Griechenland. Entscheidend ist wohl vielmehr, daß die für jede griechische Geschichtsauffassung ruhmreiche Zeit der byzantinischen Kaiser und im allgemeinen der byzantinischen Kultur durch die Türken einen nicht mehr heilbaren Bruch erhalten hat. Dieser Bruch wird für uns nur verständlich, wenn wir uns vor Augen halten, daß Jorgos und seine Freunde bis in die kleinste Einzelheit des täglichen Lebens von dieser byzantinischen d. h. griechischen Tradition von Byzanz geprägt sind.

Hier müssen wir einhaken, um den „Römer“ Jorgos zu verstehen: Jorgos nennt sich nämlich selbst heute noch „Romiós“ d. h. „Römer“, nicht „Grieche“ (= Ellinas). Wenn wir aber der Geschichte des Wortes Éllin, „Hellene“, etwas nachgehen, so sehen wir, daß es in der ausgehenden Antike und im Mittelalter für „Heide“ in Gebrauch war, ab dem 12. Jh. in gelehrten Texten vereinzelt wieder in seiner ursprünglichen Bedeutung vorkommen kann, aber während der Türkenherrschaft primär gleichbedeutend mit „großer, starker, mythischer Held“, ja „Riese“ verwendet wird, um dann erst wieder im neuesten Griechenland ab 1821 als „Hellene“ langsam an Boden zu gewinnen.

Das ist übrigens eines der Verdienste der Philhellenen im Ausland, die nicht glauben konnten, daß die byzantinisch-griechische Tradition stärker ist als die 2400 Jahre zurückliegende klassische Zeit. Aber wie wollen wir als Griechenlandreisende Jorgos und seine Freunde verstehen, wenn wir ihn nur mit den Augen des Philhellenen sehen?

Wir haben zwar gewöhnlich noch gewisse Vorstellungen von der unmittelbar zurückliegenden Zeit der griechischen Geschichte, den Freiheitskriegen um das Jahr 1821, der Inthronisation von König Otto von Bayern, der allmählichen Ausbreitung Grie-

chenlands im südlichen Balkangebiet, auf den ionischen Inseln und den Inseln der Ägäis, genauso wie uns auch die türkische Eroberung von Konstantinopel im Jahre 1453 und die damit verbundene endgültige Besetzung des griechischen Gebiets durch die Türken über 400 Jahre hinweg klar bewußt ist. Auf der anderen Seite ist uns auch nach der antiken griechischen Klassik die Zeit eines Alexanders des Großen, der Diadochen, der Unterwerfung unter die Römer, die Epoche, wo ein Paulus Briefe an die Thessalonicher schrieb und in Ephesus niedergeschrieben wurde, und allgemein die Anfänge des Christentums, soweit sie uns durch die heiligen Schriften übermittelt werden, noch in etwa geläufig. Selbst wenn wir uns Konstantin den Großen oder noch Justinian als bekannt zubilligen, so trennt sich unser Geschichtsbild von dem des byzantinischen, d. h. griechischen Reiches, spätestens im 7. Jh., dann nämlich, als wirklich das griechische Element im Osten das Lateinische endgültig verdrängte. Das geschah in einem solchen Maße, daß zur Zeit der größten Machtentfaltung der Byzantiner unter den Makedonen im 10. Jh. durch die Unkenntnis der griechischen Sprache im Westen und der Machtpolitik der römischen Kirche diese Geschichte des griechischen Ostens unbekannt bzw. verschwiegen blieb. Die systematische Verketzerung des sogenannten oströmischen Reiches — man kann in Wirklichkeit verfassungsgeschichtlich höchstens von einem römischen Reich mit der Hauptstadt Konstantinopel und einem von Karl dem Großen mit Hilfe des Papstes usurpierten Teilgebiet dieses Reiches sprechen — hatte Folgen, die für uns heute noch spürbar sind. Wesentliche Teile der byzantinischen Geschichte werden bei uns bis heute verzerrt oder ganz unrichtig dargestellt; es handelt sich dabei anerkanntermaßen um die Früchte der antiöstlichen Propaganda, die uns z. B. in der Heldenverehrung der durchaus zwielichtigen westlichen Kreuzfahrer besonders greifbar erscheint.

Nun lebt aber der heutige Grieche gerade sehr stark in dieser byzantinischen Tradition, von der wir nur vom Hörensagen wissen. Diese Zeit des byzantinischen Kaisertums stand in seiner Blüte politisch und soziologisch weit über der so weit zurückliegenden antiken klassischen Zeit. Ja selbst kulturell war kein westlicher Staat jener Zeit imstande, dem byzantinischen Staat das Wasser zu reichen. Hier war die große Zeit einer jahrhundertelangen geordneten Staatspolitik, Konstantinopel war das Paris des Mittelalters, von hier aus breitete sich die orthodoxe Kirche bis in den letzten Winkel Rußlands aus, Armenien, Syrien und Unteritalien gehörten zum griechischen Staat wie die gesamte heutige Türkei. Und wenn sich heute der griechische König Konstantin nicht Konstantin II., sondern auch Konstantin

XIII. nennt, so mag man daraus ersehen, wie gegenwärtig diese byzantinische Tradition ist. Nur dann läßt sich z. B. auch die Rolle der heutigen orthodoxen Kirche im Leben eines jeden Griechen verstehen, wenn wir berücksichtigen, daß nur mit Hilfe der Kirche das Griechentum unter der jahrhundertelangen Herrschaft der Türken sich auf seine positiven, von Byzanz ererbten, Werte besinnen konnte.

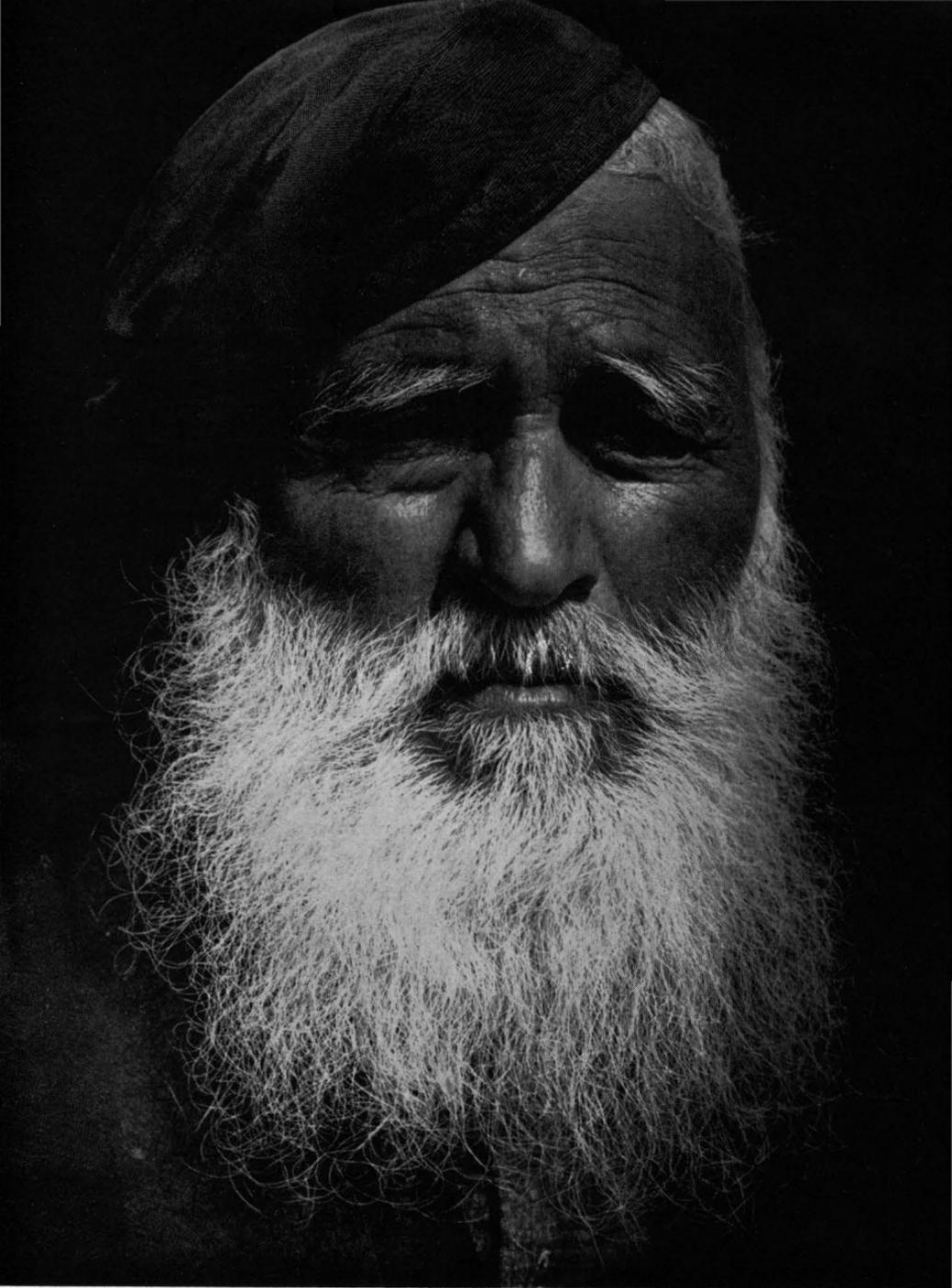
Doch genug der Theorie! Wir stellen fest: Jorgos lebt in einer für uns nicht nur fremden, sondern auch mit negativen Vorurteilen angereicherten Umgebung. In Griechenland haben wir es aber mit Jorgos und seinen Freunden zu tun; Azurbläue, Ägäiswellen, knorrige Ölbaumstämme, Schafskäse und Kinder im Piräus, vielarmiges Meer, Akropolis und Tempelarchitrave sind vielleicht nur zufällige Zutaten in einem Land, wo Jorgos zu Hause ist. Wenn wir ihn und seine Freunde hören, wird uns auch seine Stellung in der vieltausendjährigen griechischen Geschichte deutlicher.

Da ist der zentrale Begriff der „Paréa“. Wörtlich müßte man ihn mit „Gesellschaft“ übersetzen, doch ist damit zum Wort „Paréa“ überhaupt noch nichts ausgesagt. Gemeint ist das Zusammensein und Zusammenhandeln einer Gruppe von mindestens zwei Personen zu einem beliebigen Zweck. Wenn dieser Zweck erfüllt ist, löst sich die Paréa wieder auf.

Nennen wir Beispiele: es ist praktisch ausgeschlossen, daß Jorgos ohne seine Freunde ißt, trinkt oder im Bus fährt, ins Kino geht, einen Ausflug macht, im Café sitzt, ja selbst liest. Er geht zu all dem eine Paréa ein und unterwirft sich damit den eigenen strengen Gesetzen dieser Paréa: das heißt vor allem, er ist gezwungen, bis zum vollständigen Erreichen des Zwecks der Paréa nicht abzuspringen oder eine andere Paréa einzugehen.

Jorgos geht mit seinen Freunden zu einem Tanz, auf dem er beinahe alle anwesenden Personen kennt. Seine Freunde und er bilden auf diesem Tanz eine in sich geschlossene Paréa, die für Laune, Tanz und Ausgaben zusammen verantwortlich ist; wenn Jorgos sich einmal für diese Paréa entschieden hat, darf er an diesem Abend nur innerhalb der Paréa tanzen und fröhlich sein, es sei denn, die ganze Paréa beteiligt sich gemeinsam an einem Ereignis.

Jorgos steigt mit drei Freunden in einen Linienbus. Im Augenblick des Einsteigens muß es ihm klar sein, daß er bis zum Ende der Fahrt eine Paréa bildet, was nämlich das Bezahlen des Fahrgeldes anbetrifft. Nur mit Aufbietung aller erdenklichen Schliche, Zornesausbrüche, Wegdrängen usw. gelingt es dem Nichtgriechen nach geraumer Zeit, einmal das Fahrgeld für eine Paréa bezahlen zu dürfen. Es ist Ehrensache, dem anderen, da wir ja einer Paréa



Pope von Laki auf Kreta.

angehören, zuvorkommen. Dasselbe gilt selbstverständlich für jeden Kinobesuch. Auch wenn Jorgos mit 20 Freunden geht, so wird der Geschickteste bezahlen dürfen. Im Restaurant wird derjenige, mit dem Jorgos zusammen gegessen hat, alles mögliche unternehmen, um auch dessen Rechnung mitzubegleichen. Problematisch wird es natürlich, wenn Ausländer nach Griechenland kommen und nach drei bis vier vergeblichen Versuchen, auch mal für die ganze Runde zu spendieren, diese Eigenart auszunützen beginnen. Da Jorgos und seine Freunde vor einer Ausnützung dieser Sitte nur der Ehrgeiz des anderen schützt, wird er sich vor dem darin mangelnden Ehrgeiz des Ausländers auf die Dauer nur dadurch bewahren können, daß er versuchen wird, die Paréa des Ausländers zu meiden; eine der Ursachen der Isolation manches Fremden in Griechenland. Als Kuriosum mag angemerkt sein, daß das System, jeder für sich zu bezahlen „tó ghiermanikó“*), d. h. das „deutsche“, genannt wird.

Diese ungeschriebenen Normen des gesellschaftlichen Lebens sind zurückzuführen auf die effektive Unmöglichkeit, irgendetwas allein, d. h. ohne darüber auch zu sprechen, zu tun. Nehmen wir an, ich will einen kleinen Hügel über einer Stadt besteigen, um von oben einen besseren Überblick zu haben. Ich betrachte es als einen angenehmen Spaziergang mit anschließender schöner Aussicht. Diese uns einfach scheinende Überlegung Jorgos klar zu machen, wird entweder nie gelingen oder so viel Zeit kosten, daß es für den Spaziergang nicht mehr lohnt. Wenn ich gut mit Jorgos befreundet bin, wird er mich für verrückt erklären und mit mir den Hügel besteigen, denn selbst die verrücktesten Ziele einer Paréa müssen ja in Paréa durchgeführt werden. Dabei hatte ich in keiner Weise versucht, Jorgos dazu zu bringen, mitzugehen; im Gegenteil, ich wäre ganz gern einmal allein gewesen und hätte mir alles in Ruhe angeschaut. Wenn er aber, was er tun wird, mit mir geht, hat er auch das volle Recht, etwa oben zu verkünden, man müsse jetzt im nächsten Kafeníon ein Tavli spielen, wo ich mich — aber hoffentlich nur innerlich — gerade auf das abendliche Schauspiel, wie die Sonne als glühender Feuerball im Meer versinkt, eingestellt und gefreut hatte. Was im geschilderten Fall das Verständnis bei Jorgos noch zusätzlich erschwert, ist die nahezu allgemeine Apathie des Griechen für Naturschönheiten. Man wird sagen, Jorgos kennt die Schönheiten seines Landes und würdigt sie nicht mehr. Dem ist nicht so, er kennt sie nämlich nicht! Ihm und seinen Freunden macht eine Landschaft Eindruck, aber er berauscht sich nicht an ihr. Ein Berg muß hoch sein, das Meer tief; in Deutschland bewundert Kostas

*) zur hier wie im folgenden angewandten Lautumschrift siehe Hans Eideneier, „Neugriechisch für Humanisten“, München 1965, S. 98.

die grünen Rasenflächen, sie machen ihm Eindruck; der Schnee gilt als schön, weil er etwas außergewöhnliches ist.

Alles Leben in Griechenland handelt nicht von der Natur, sondern vom Menschen, vom Mitmenschen. Es herrscht das Prinzip des Dialoges, der Diskussion. Und hier sind wir am Kernpunkt der Paréa. Es regiert in ihr der rhetorisch Gewandteste. Wer sich nicht ausdrücken und in einer Paréa bestehen kann, ist unvergleichlich viel ärmer dran als etwa in Deutschland. Der Einzelgänger ist der Ausgestoßene und keineswegs eine positive Erscheinung. Hier dürfen wir ohne Scheu zum Vergleich mit der Antike antreten. Platon schrieb seine Philosophie in Dialogen, d. h. im lebendigen Gespräch, die Geburt der griechischen und damit der europäischen Tragödie beginnt damit, daß man dem vorhandenen Chor einen „Antworter“ entgegenstellt. Die sogenannte Stichomythie, d. h. der Wechsel der sprechenden Person nach jedem Vers ist eine griechische Erfindung und in der griechischen, klassischen Tragödie mit der höchsten Meisterschaft geübt. Die klassische, griechische Geschichtsschreibung, um die dritte große Gattung zu nennen, führt schon seit ihren Anfängen das gesprochene Wort in Form von Reden ein, die einen großen Teil des Gesamtwerks ausmachen. Und bei Homer werden nicht nur pausenlos Reden und Gegenreden vorgetragen, sondern Odysseus spricht auch allein in Ermangelung einer Paréa zu einem „thymós“, d. h. zu seinem Inneren. Eine Persönlichkeit wie etwa Kant, der abgeschlossen auf seinem Zimmer sitzt, die Philosophie revolutioniert und doch gleichzeitig in seinen Vorlesungen von ihm längst als falsch Abgelehntes vorträgt, ist für eine griechische Geistesgeschichte aller Jahrhunderte undenkbar.

Und warum sitzt Jorgos so viel im Kafeníon und arbeitet schon wieder nicht? Ja wissen wir denn, was im Kafeníon überhaupt getrieben wird? Wir hören dort die Steine des Brettspiels knallen, die Gäste klatschen in die Hände, um den Kellner zu rufen, dieser ruft aus dem Hinterzimmer: „éftase“ — es ist schon da! Tatsächlich ist hier das große Sammelbecken nicht nur jeder politischen Diskussion, sondern auch jedes Geschäft wird hier besprochen und abgeschlossen. Der Rechtsanwalt bestellt seinen Klienten, wenn er mit ihm „in Ruhe“ dessen Fall besprechen will, nicht in sein Büro, sondern ins nächste Kafeníon. Hier, in der Öffentlichkeit wird alles abgewickelt. Lärmempfindlich war man hierzulande noch nie und belästigt fühlt man sich auch nicht so schnell. Und Jorgos kommt allein nicht auf den Gedanken, über etwas nachzudenken, aber in der Diskussion steht er seinen Mann, er ist geradezu unermüdlich darin. Somit hängt die Güte seiner Ideen von dem Niveau seines Partners ab. Die griechische Philosophie hört da auf, wo sie nur noch im Kopf eines einzel-

nen geboren wird. Jorgos philosophiert ausschließlich im Kafeníon oder allenfalls noch, wenn er mit seinen Freunden im Schatten eines Baumes sitzt.

Und wie war das mit den Griechen früher? Nannten sich nicht die Schüler Platons Akademiker, was von einem dem Akademos geweihten Wäldchen unweit von Athen abgeleitet ist, und die Schüler des Aristoteles Peripatetiker — peripatos heißt noch heute der Spaziergang — und die Schüler Zenons Stoiker, weil sie in der Stoá sich unterhaltend auf- und abwandelten? Erst in der Paréa ist man bereit, über etwas nachzudenken. So verstehen wir auch, warum derjenige, der sich nicht auszudrücken vermag, auf ewig geistig unterentwickelt bleibt, ein Zustand, dem also die Frau in Griechenland von vornherein ausgeliefert zu sein scheint. Da aber auch die Griechinnen nicht von morgens bis abends Essen kochen und Wäsche waschen müssen, gibt es für sie auf dem Dorf den Innenhof des Nachbarhauses, in der Stadt die eng aneinandergrenzenden Balkone oder die Konditorei. Nur ins Kafeníon darf sie nicht, und das ist immerhin der Lebensnerv des Dorfes oder der Stadt. Hier kommen Meldungen und Zeitungen zur Sprache, hier prallen die politischen Gegensätze aufeinander, von denen die Frau nur Brocken aufschnappen und . . . mißverstehen darf. Bei gleichem politischem Temperament ist ihr kein Ventil gegeben; Griechenland wird noch von Männern regiert und zwar von Männern mit der größten Dauerparéa — man fühlt sich an den altrömischen Patron mit seinen unzähligen Klienten erinnert — und der größten Redegewandtheit. Da aber auch in Griechenland größte Redegewandtheit nicht immer mit größter Intelligenz gepaart ist, sind diese Politiker eben meist auch nur gute Redner.

Und damit sind wir hier einem anderen, sehr wesentlichen Problem auf der Spur: Wie schützt man sich hierzulande vor bloßer Angeberei, Schaumschlägerei und Hochstapelei, wenn nur das Wort gilt? Antwort: man schützt sich gar nicht! Jeder darf so viel Schaum schlagen wie er will. Sein Gegner oder Partner ist ans Prahlen gewöhnt, er ist mit der Angeberei aufgewachsen, alles hat — einmal auf dieser prahlerischen Ebene angelangt — wieder seinen normalen Platz. Und wenn es gar zu schlimm wird, dann kommt der beißende Spott, der treue Begleiter jeder redefreudigen Kultur. Wie scharf wird mit einem treffenden Wort, einer Wortverdrehung oder der Andeutung einer Zweideutigkeit geschossen! Hier blüht die Satire, eine der Spezialitäten griechischen Geistes durch alle Jahrhunderte hindurch. Bei hochentwickelter Rhetorik folgt sie der Rede auf dem Fuß und enthüllt das hohle Pathos schonungslos. Je höher das Niveau der Diskussion, desto feiner und nur noch in spitzen Andeutungen

wird dieses Spiel gespielt, nur noch für Eingeweihte verständlich . . .

Eine in der Gesellschaft aufgehende Lebensweise hat eine geistige Regsamkeit sowohl zur Voraussetzung als auch zur Folge. Das drückt sich für den Fremden einerseits in der oft als lästig empfundenen Neugierde, ja Zudringlichkeit aus, andererseits für den Griechen selbst etwa in seinem politischen Temperament. Durch die „Stammtischberedsamkeit“ eines jeden Griechen — Jorgos hält freiwillig und mit dem größten Vergnügen bei passenden und unpassenden Gelegenheiten eine Rede — fühlt man sich allgemein zu Höherem und Besserem berufen. Grundsätzliche soziale Schranken werden ohnehin nicht beachtet, und wer weiß, wer morgen das Ruder in die Hand bekommt. Die historisch unzählige Male zu belegenden Undankbarkeit auch gegenüber guten Politikern liegt nicht nur im „südlichen“ Temperament begründet, sondern auch in der festen Überzeugung, sich selbst oder einen seiner Freunde einmal ganz oben zu sehen. Die geschichtliche Kontinuität ist mit Händen zu greifen: Wenn wir die berühmtesten Männer wie Miltiades, Aristides, Themistokles, Perikles, ja selbst Sokrates nur streifen, könnten wir die Reihe auch in dem angeblich so bürokratischen Byzanz beliebig fortsetzen. Der Sturz folgte so schnell wie der jähe Aufstieg. Der Unterschied zwischen Demokratie und Demagogie war hier immer fließend — ein Zeichen für geistige Frische und vor allem für das eigenste Interesse an der Sache des Staates bei einem Mindestmaß an Information.

Es ist nämlich gar nicht so einfach, sich in Griechenland zu informieren. Zunächst gibt es keine auch nur annähernd objektive Zeitung. Um sich eine eigene Meinung bilden zu können, ist man gezwungen, täglich zumindest drei Zeitungen zu lesen. Mündlich geht das schneller. Der Rundfunk scheidet wegen unbedingter Regierungstreue aus. Hier setzt das Gespräch im Kafénion ein. Die Reden der Politiker sollen ja auch in anderen Ländern nicht immer lautere Wahrheit verkünden, doch gibt man sich in Griechenland dabei noch einer besonderen Eigenheit hin: von einer Rede interessiert gar nicht so sehr das „was“, sondern das „wie“. Nach einer Versammlung, die man selbst für die vorgetragene Ansammlung von Binsenweisheiten hielt, wird man überrascht sein, von seiner Umgebung allgemein zu hören: *oréa tá ípe*, „schön hat er's gesagt“. Dieses uns mehr auf den Inhalt als auf die Form achtenden Barbaren abgehende Gefühl für rhetorische Feinheiten ist bis in die weitesten Volksschichten verbreitet. Jorgos kann sich an für uns leerem Wortgeklängele derart berauschen, daß ihm der Inhalt zur Nebensache wird. Wir denken sofort an Byzanz, das für uns zum Inbegriff dafür wurde, unend-

lich verödete Gemeinplätze bis zum äußersten zu wiederholen. Von einem heutigen aufgeklärten Standpunkt aus ist dieses Urteil zumindest für einige Literaturgattungen der byzantinischen Zeit gerechtfertigt, aber, und das wird doch meist vergessen, müssen wir uns nicht fragen, ob es uns zusteht, über etwas das Urteil zu fällen, wofür wir gar kein Gefühl und Verständnis haben? Unsere Bildungstradition ging doch von der byzantinisch-neugriechischen völlig getrennte Wege. Wir können nur konstatieren, daß hier eine Kulturnation in uralter Tradition die Rhetorik höher schätzt als den Inhalt der Worte, oder, anders formuliert, die Information geschieht nicht nur durch die öffentliche Rede oder Presse — denn auch die Zeitungen huldigen einem gewaltigen Wortpathos —, sondern durch das private Gespräch im Kreise der unzähligen Bekannten. Und wie mächtig diese Bindung in der Gesellschaft ist, demonstrierten uns Jorgos und seine Freunde.

Dabei hat Jorgos immer wieder andere Freunde, entsprechend der augenblicklichen Situation. Bei allgemeiner Rechtsunsicherheit und berechtigter Furcht vor jeder Art von Beamten und Behörden, bei indirekter und direkter Bestechung ist man auf Freunde und persönliche Bekannte angewiesen. Dieses System, so merkwürdig es im immerhin über 8 Millionen Einwohner zählenden Griechenland klingt, bleibt überschaubar. Jorgos kennt, wenn er Schuhe kaufen will, einen befreundeten Schuhverkäufer, wenn er einen Kühlschrank kaufen will, einen befreundeten Kühlschrankhändler. Wenn er ein Transistorradio kaufen will, hat er den Freund eines Freundes, dessen Freund ein eigenes Geschäft ausschließlich für Transistorradios betreibt. Wenn er sein Auto bei der Behörde anmelden will und ein „Gesuch“ an das Amt in schönstem byzantinisch-hochrhetorischem Stil abfassen muß, hat er einen Freund, der darin Fachmann ist, oder er vertraut sich gegen Bezahlung einem der „Gelehrten“ an, die im Hausflur vor der Behörde oder davor auf der Straße auf ihn warten. Wenn er beim Abholen einer Maschine vom Zoll Schwierigkeiten befürchtet, und diese Schwierigkeiten sind beim griechischen Zoll bestimmt zu befürchten, schickt er einen ihm befreundeten „ektelonisti“ — „Entzoller“, der diese Beschäftigung als Hauptberuf betreibt und zu den geachteten Berufen gehört. Jorgos macht nie etwas direkt, sondern er erkundigt sich erst einmal in seinem näheren und weiteren Freundeskreis, wie er es wohl am geschicktesten und damit umständlichsten anstellen könne. All das hat zur Folge einerseits, daß an einer noch so kleinen Tätigkeit wie dem Kauf eines Transistorradios oder der Eintragung in die Wahllisten unendlich viele Personen beschäftigt, d. h. pseudobeschäftigt sind, andererseits ist Jorgos dadurch in hundert Fällen ver-

pflichtet, Freundesdienst mit Freundesdienst zu vergelten. Wenn Jorgos einen Gemüseladen betreibt, so ist das einfach: er bevorzugt alle Kunden, die ihm von Nutzen waren oder sein werden, was für ihn deshalb nicht schwierig ist, weil er ohnehin immer nur das beste Obst und das beste Gemüse vom Großmarkt einkauft. Und ist Manolis Postbeamter, so versichert er jedem, sein Päckchen und Brief werde schneller und sicherer befördert. Was macht aber Jannis, der Volksschullehrer? Jannis nimmt an seinem Namenstag die ihn besuchenden Freunde einzeln beiseite und verpflichtet sie sich zu einzelnen Gefälligkeiten. Wird die Gefälligkeit durchgeführt, wird Jannis seinen Freund zusammen mit anderen in einer Taverne mit Musik und Bier freihalten. Ist das fortwährende indirekte Bestechung, oder nur wieder eine Eigenart einer uns fremden Gesellschaftsstruktur? Genauso wie in Deutschland etwa im Lohn eines Kellners, dessen zu erwartendes Trinkgeld oder im Gehalt eines Studienrats, dessen Idealismus schon mitberücksichtigt ist, so sind in Griechenland im Gehalt eines Beamten diese vermeintlichen indirekten Bestechungssummen, die im übrigen nie als solche empfunden werden, mitenthaltend. Jorgos' Freund des Freundes, der jenem ein Transistorradio vermittelt, ist darauf angewiesen, von Jorgos einmal zum Essen eingeladen zu werden.

So teilen sich die einzelnen Beschäftigungen auf in ein soziologisch unendlich kompliziertes Marionettentheater, dessen Fäden Jorgos aber mit Leichtigkeit und Eleganz führt, denn er und seine Freunde ziehen jeder eingebürgerten oder bürokratischen Ordnung immer die persönliche Initiative und menschliche Pffiffigkeit vor. So steckt in Jorgos, den die Bindung innerhalb der Paréa und die bloße Form einer Rede so sehr fesseln, doch ein Revolutionär. ein Revolutionär zur Menschlichkeit. Und Menschlichkeit wollen wir hier bewußt im Sinne des Humanismus übersetzen, und das uns zu lehren ist ja nun gewiß nicht ein Privileg des humanistischen Gymnasiums.

Im übrigen will dieser Humanist Jorgos im Kreis seiner Freunde seine Zeit gut verbringen, oder wie sollen wir das *théli na perási kalá* anders übersetzen? Wir hängen wieder an einem Begriff, dessen wörtliche Übersetzung die Tiefe des griechischen Begriffs keineswegs erschöpft. Das *perásame oréa* bestimmt den Erfolg einer Paréa. Das „seine Zeit gut verbringen“ beeinflusst Berufswahl und Lebensziel. Um im Augenblick einer guten Stimmung mit seinen Freunden zu feiern, schuftet Jorgos Monate. Wenn er sich's öfters leisten könnte, würde er es öfters tun. Im ganzen ist er natürlich auch darin genügsam. Aber das Ausgehen, das Freihalten der Freunde, das *apópse thá sás keráso* — heute geb' ich einen aus — ist einfach lebensnotwendig. Dafür arbeitet Jor-

gos im Grunde, und soviel muß er durch seine Arbeit unbedingt verdienen.

Im ganzen hegt er für seinen Arbeitsplatz nicht unbedingt heilige Gefühle. Er betreibt heute einen Gemüseladen, morgen nimmt er ein Friseurgeschäft in Pacht, übermorgen brät er Schaschlik am Spieß, und wenn's ihm nicht mehr gefällt, beginnt er Philologie zu studieren. Dabei spielt es keine Rolle, daß Jorgos nie gelernt hat, wie man Haare schneidet. So schwierig kann das ja nicht sein, und nur die ersten Kunden werden etwas merken. Wieder ein Zeichen für das große Selbstvertrauen von Jorgos. An seiner Intelligenz hat er noch nie gezweifelt, und seine Geschicklichkeit ist ja bekannt. Auch ist es so, daß beinahe alle Berufe tatsächlich so einfach und ohne viel Rüstzeug betrieben werden, daß sie mit etwas Einfühlungsvermögen ein Mindestmaß an Erfolg garantieren. Die Zahl der gelernten Berufe fällt kaum ins Gewicht. Buchhändler kann Jorgos schon heute werden, obwohl er nie ein Buch aufgeschlagen hat. Möbelhändler wird er nur nicht, weil ihm dazu das nötige Kapital fehlt. Sein Freund Dimitris baut ein 20-Familienhaus ohne Architekten oder Bauingenieur. Die Berufssinnung besteht nur auf dem Papier. Alles ist nur eine Kapitalfrage. Das Händlerische steht im Vordergrund. Ich pachte mir eine Apotheke und sitze an der Kasse, ein gelernter Apotheker bekommt von mir 750 DM im Monat. Der Postkartenverkäufer am Fuße der Akropolis ist im Winter Schuhmacher und der Zeitungsverkäufer am Omoniaplatz ist mit seinem dort erwirtschafteten Kapital am Linienbusverkehr der Strecke Athen — Patras beteiligt. So entsteht auch die allgemein übliche Doppelbeschäftigung. Der 14-Stunden-Arbeitstag ist keine Seltenheit. Ich arbeite von 7—13 Uhr durchgehend als Übersetzer in einem Büro und von 14—22 Uhr in einer Lotterie- und Totoannahmestelle. Beide Tätigkeiten sind nicht anstrengend, verlangen aber das volle Absitzen der Zeit. Der Kiosk an der Ecke stellt nicht nur eine Gemischtwarenhandlung, sondern auch Telefonzelle und Wohnungsmaklerbüro dar.

Wenn ich glaube, daß die Zeit für den Verkauf von Elektrogeräten günstig ist, stecke ich mein ganzes eigenes Kapital, zusammen mit dem geliehenen und dem meiner Frau aus deren Aussteuer in einen Elektroladen auf der Hauptstraße. Im schlimmsten Fall gehe ich bankrott, im Griechischen: péftóxo — „ich falle hinaus“. So kommt es aber, daß ein gut gehendes Möbelgeschäft auf der Hauptstraße sofort von einer ganzen Reihe von weiteren Möbelgeschäften umlagert wird, die den Markt derart überschwemmen, daß keines der Möbelgeschäfte mehr gut geht. Das Überangebot ist eine tägliche Erscheinung. Jeder versucht sein Glück und keinem wird diese Freiheit genommen, sich



Rund-Tänzer in der Taverne.

selbst für etwas einzusetzen. Vom griechischen Individualismus ist ja nun gewiß schon viel geredet worden. Hier muß er zitiert werden. Jorgos arbeitet mit Begeisterung und unermüdlichem Einsatz, wenn es um seine eigene, von ihm zu kalkulierende Sache geht. Er hält seinen Milch- und Joghurtladen von morgens sieben bis nachts um 12 Uhr ununterbrochen offen, nur während seines Mittagsschlafs von 2—4 Uhr sitzt seine Frau unten und hütet das Geschäft. Er weiß, daß er das mit dieser Anstrengung nicht mehr lange wird machen können. Er rechnet damit, in drei Jahren soviel Kapital herausgewirtschaftet zu haben, um zusammen mit zweien seiner Freunde ein Kino betreiben zu können. Diese Arbeit im Milchladen ist nie die gleiche, sie verlangt seinen vollen Einsatz bei jedem Kunden. Nur eine eintönige Arbeit, bei der er seine Intelligenz und seine allgemeine geistige Regsamkeit nicht beweisen kann, behagt ihm nicht. Auch die Abhängigkeit vom Dienstherrn ist seinem Freiheitsbewußtsein hinderlich. Er nimmt sie nur in Kauf mit der Aussicht, später selbst etwas auf eigene Faust zu betreiben.

Und dann kommt auch meist das warième bald dazu. Soll man das mit „ich hab' die Nase voll“ oder mit „ich habe keine Lust mehr“ übersetzen? Damit wird jedenfalls Jorgos Gefühl ausgedrückt, wenn er den Zweck seiner Beschäftigung oder augenblicklichen Tätigkeit nicht mehr einsieht. Es ist der Zeitpunkt, von dem ab wir gewöhnlich mit dem Begriff „Durchstehvermögen“ zur Hand sind.

Jorgos hat sich an die unregelmäßige Tätigkeit, ans Improvisieren gewöhnt. Hier entwickelt er seine ganzen Fähigkeiten. Sobald diese seine Intelligenz nicht mehr eingesetzt ist, findet er die erstaunlichsten Tricks, sich um die Arbeit zu drücken. Griechische Gastarbeiter bewundern in Deutschland die „táxi“, d. h. Ordnung und Disziplin in den Betrieben und vergessen dabei, daß damit ihre Hauptfähigkeit, das Mitdenken bei der Arbeit, abgetötet wird. Griechische Gastarbeiter in Deutschland bewerben sich beinahe nie als Bauhilfsarbeiter oder für den Straßenbau — eine Domäne der Türken und Italiener —, sondern beinahe ausschließlich als Fabrikarbeiter mit der Aussicht auf die Erlernung eines Berufs.

Denn zusammen mit seiner Neugierde und geistigen Regsamkeit hängt die schlechthin unglaubliche Manie von Jorgos, sich weiterzubilden und vorwärts zu kommen. Wenn er selbst es in seiner Generation „nur“ fertig bringt, von seinem Dorf aufzubrechen und nach vielen Jahren in der Stadt einen Metzgerladen zu betreiben, so studieren doch von seinen drei Töchtern die eine Medizin, die andere Philologie, und die dritte ist im Sekretariat des Bürgermeisteramts Buchhalterin. Wir erinnern uns an ein



Kafenion auf dem Dorfplatz.

Gesetz Solons aus dem Jahre 594 v. Chr. Geburt: nur der Vater hat im Alter ein Anrecht auf die Versorgung durch seine Kinder, der diese einen Beruf hat erlernen lassen. Wir wissen, daß schon Solon nur das bestehende Gewohnheitsrecht aufzeichnete. Dies ist heute so gültig wie eh und je. Die zweifelhaftesten Fremdspracheninstitute, die den letzten Winkel Griechenlands erreichen, werden von Schülern überschwemmt, die Zahl der Schüler an Gymnasien ist erheblich größer als in Deutschland, Abendgymnasien und Privat institute für alle erdenklichen Fälle der Ausbildung blühen. Wenn das Niveau auch meist stark zu wünschen übrig läßt, so ändert das nichts am Eifer und an der Hingabe am Lernen.

Hier kommt auch am deutlichsten und positivsten zum Ausdruck, wie wenig etwa vorhandene soziale Schranken eine Rolle spielen. Ein viel größeres Hindernis für die allgemeine Volksbildung aber ist die Existenz zweier Sprachen in Griechenland, der gesprochenen Volkssprache einerseits und der Hoch- oder Gebildetensprache andererseits. Diese letztere ist ein Relikt und ein gut Stück unbewältigter Vergangenheit in Griechenland. Denn der gerade zitierte Bildungswahn ist auch keine neugriechische Erfindung, sondern schon von den Urvätern des ausgehenden klassischen Altertums ererbt. Zusammen mit der vorhandenen Vorliebe für die Form vor dem Inhalt blieb schon das griechische Mittelalter in einer Überbetonung dieses reinen Formelements stecken und bildete auf beinahe allen Gebieten

der geschriebenen Sprache eine Kunstsprache aus. Diese Kunstsprache hatte die altgriechische Grammatik mit einigen Konzessionen an die Sprache der Zeit des Neuen Testaments zur Grundlage und überdauerte, einmal einbalsamiert, als Mumie in diesem Stadium die Jahrhunderte. Sie zu erlernen, kostet den Fleiß und die Mühe aller Generationen gebildeter Griechen seit dem Ende der klassischen Zeit bis zum heutigen Tag. Nur derjenige galt und gilt als gebildet, der diese Kunstsprache beherrscht. Ein großer Teil der Zeit auf den Gymnasien wird auch heute noch darauf verwendet, dieses Kunstprodukt ohne Saft und Kraft einzubläuen. Jorgos hat sich aber noch nie um Philologenmeinungen, rhetorische Spitzfindigkeiten und Klassizismus in seiner eigenen Sprache gekümmert. Er spricht so, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, auch wenn das die Philologen nicht wahrhaben wollen. Seine Sprache entwickelte sich also aus dem Altgriechischen nach den gewöhnlichen Lautgesetzen und Grammatikveränderungen organisch weiter, ohne sich im geringsten um die Kunstsprache zu kümmern. So kommt es, daß sich der Spalt zwischen gelehrter Kunstsprache und lebendiger und den eigenen Gesetzen gehorchender Volkssprache im Laufe der Jahrhunderte so weit vertieft hat, daß er schon seit dem 12. Jh. praktisch unüberbrückbar war. Daß diese neugriechische Sprachfrage sich mit der Zeit zur ausschließlichen Volkssprache hinwenden wird, darüber besteht zwar kein Zweifel, doch geben die eigentlichen konservativen Mächte, voran die Kirche, die z. B. eine Übersetzung der Heiligen Schriften ins Neugriechische mit der irrigen Begründung nicht zuläßt, das weite griechische Volk verstehe sein Altgriechisch so gut wie sein Neugriechisch, ihre alteingesessenen und eingefahrenen Traditionen nicht so schnell auf. Heute ist die gesamte eigentliche neugriechische Literatur in der Volkssprache verfaßt, die Verleihung des Literaturnobelpreises an Jorgos Seferis war eine Würdigung auch dieser Sprache, während die Hochsprache in der wissenschaftlichen Literatur, vor allem in den theologischen und juristischen Fakultäten der Universitäten Athen und Saloniki, aber auch in der philosophischen Fakultät der Universität Athen unberührt von modernen Ideen je nach Bildungsgrad des Schreibers oder Redners gebraucht wird. Auch das ist ein Relikt aus byzantinischer Zeit. Jorgos lastet sein Enkelsein schwer auf den Schultern. Doch fühlt er sich heute schon stark genug, mit dieser jahrhundertealten Tradition zu brechen und ein neues Griechenland aufzubauen? Davor wird ihn sein tiefes Mißtrauen gegenüber Reformen und seinem eigenen Landsmann bewahren. Jorgos mag zwar ein Revolutionär zur Menschlichkeit sein, ein Reformator war er nie und wird es auch nicht werden. Uns mag seine Menschlichkeit genügen.



Fischer beim Netzefficken.

AUF DEN SPUREN HELLENISTISCHER KÖNIGINNEN IN ANATOLIEN

Die Potentaten der Vergangenheit liebten es, Städten ihren Namen zu geben. Viele Orte tragen noch heute den Namen Alexanders des Großen oder Cäsars, aber wenige Herrscher waren so galant, Städte nach ihren Frauen, Müttern oder Schwestern zu benennen und so deren Namen der Zukunft zu überliefern.

Doch zur Zeit der Diadochen war das so. Prosaische Menschen haben den Grund hierfür in der großen Zahl von Neugründungen gesehen. Sie wiesen darauf hin, daß schließlich nicht jede Stadt Seleukia oder Antiochia benannt werden konnte, und daß man nur deshalb auf die Namen der Verwandtschaft verfiel. Aber diese Erklärung ist zu vordergründig, gerade in Anatolien, wo in frühen Zeiten eine matriarchalische Ordnung bestand, im Lande der großen Fruchtbarkeitsgöttin Kybele und der sagenhaften Amazonen, in Gebieten, in denen noch in seleukidischer Zeit auf Inschriften der Name der Frau vor den ihres Gatten gesetzt wurde.

Ich war in Konia gewesen, hatte die nahegelegenen Ausgrabungen von Çatal Hüyük betrachtet, wo schon vor 8000 Jahren eine Muttergöttin verehrt wurde und war unterwegs nach Ephesus zum Tempel der großen Artemis, die ja niemand anders als eben diese alte Göttin war, und nach Smyrna ins Land der Amazonen. Da habe ich es unternommen, einige der Ruinenstädte aufzusuchen, die nach hellenistischen Königinnen benannt sind, um vielleicht Spuren zu finden von jenen schönen unternehmungslustigen Frauen, die die Geschicke der Diadochenreiche glücklich oder verhängnisvoll beeinflussten, die mit Philosophen korrespondierten, von denen einige zu Göttinnen erhoben wurden und die heute so ganz vergessen sind, deren Namen nur noch in jenen Ruinen ihr Dasein fristen. Eine einzige dieser Königinnen hat im heutigen Geschichtsbild noch einen festen Platz: Kleopatra, die letzte Ptolemäerin. Aber so ähnlich schön, verführerisch und ränkevoll muß man sich die Damen vorstellen, deren Spuren ich — wenn auch nicht errötend — folgte.

Als ich nun von der kahlen anatolischen Hochebene hinunterkam, in die liebliche Gegend des Burdursees, machte ich Rast in Dinar, einem netten Städtchen in der Nähe des Quellgebiets des Mäander. Meinen Raki trank ich in einem kleinen Gasthaus, das erbaut ist auf den Mauern der ersten dieser Königinnenstädte, dem berühmten Apameia. Hier an der Stätte des uralten Kelainai

gründete Antiochos I. eine neue Stadt, von Marsyas und Mäander durchflossen, und benannte sie nach seiner Mutter, Apama von Baktrien, die eine Tochter Alexanders des Großen gewesen sein soll. Apama war die Frau von Seleukos I., dem Gründer der Dynastie, dem es noch einmal kurz vor seinem Tode gelungen war, das ganze Alexanderreich, mit Ausnahme von Ägypten, in seiner Hand zu vereinigen. Die Geschichte überliefert wenig von dieser fremdländischen Prinzessin, die aus der Gegend des heutigen Samarkand stammte, und die über und über mit sibirischem Gold geschmückt an den seleukidischen Hof kam. Später wird sie von Antiochos von Kommegene, dem Freund des Pompeius, als Ahnin in Anspruch genommen werden, wenn er in seiner Grabinschrift auf dem Nimrud Dag in blumigem Griechisch seinen Stammbaum auf Darius I. und Alexander zurückführt.

Von Apameia ist kaum noch etwas zu sehen. Ich sitze auf den Stufen eines römischen Amphitheaters, das am Platze der ehemaligen Akropolis liegt, und blicke hinunter auf das Gelände Apameias, dieser Stadt, die mit dem glorreichen Beginn der Seleukiden verbunden ist wie mit ihrem Abstieg. Denn hier wurde im Jahre 188 v. Chr. der Friede nach der Schlacht bei Magnesia am Sipylos geschlossen, der den Träumen des geschlagenen Seleukiden Antiochos III. ein Ende setzte und der das Antlitz Kleinasiens für Jahrhunderte veränderte. Von nun an hieß die Vormacht Rom, und dessen Vasall, Eumenes II. von Pergamon, heimste mit römischer Billigung das seleukidische Kleinasien ein.

Etwa 40 Kilometer östlich von Apameia fand ich auf einer Felsterrasse geringe Reste einer Stadt, die kurz danach von den Pergamenern gegründet wurde: Apollonia. Eumenes von Pergamon gründete sie zum Andenken an seine Mutter, einem Bürgermädchen aus Kyzikos am Marmarameer. Apollonis, die klug, liebenswürdig und sehr schön gewesen sein soll, hat eine damals beispiellose Karriere gemacht, sie wurde vom reichen Pergamenerkönig Attalos I. geheiratet, galt schon zu Lebzeiten als Vorbild aller Tugenden und wurde später zur Göttin erhoben. Wer nach Pergamon kommt, findet auf halber Höhe unterhalb der Akropolis ein Propylon vor dem Demetertempel, das von ihr gestiftet ist, und von dem zwei Säulen noch stehen.

Ich fuhr aber nicht nach Pergamon sondern nach Ephesos, jener antiken Großstadt, die in den letzten Jahrzehnten so vorbildlich ausgegraben worden ist.

Vom Theater ging ich in Richtung des ehemaligen Hafens und dachte daran, daß es ja ein Diadoche war, der die Stadt im Jahre 287 v. Chr. an ihre heutige Stelle verlegt hat, der unglückliche Lysimachos, der einst König in Thrazien gewesen war und sich in Kleinasien in Konkurrenz mit Seleukos I. ein großes Reich

errichtet hatte. Er benannte Ephesos um in Arsinoeia, nach seiner Frau, der Prinzessin Arsinoë, einer der interessantesten Frauengestalten des Altertums.

Arsinoë, Tochter von Ptolemaios I., dem ersten Diadochen Ägyptens, hatte als Fünfzehnjährige den Hof in Alexandria verlassen, um Lysimachos zu heiraten, der damals auf der Höhe seiner Macht stand. Doch Lysimachos wurde 281 v. Chr. von Seleukos I. auf der Ebene von Kurion bei Sardes geschlagen und verlor Reich und Leben. Arsinoë wurde nun von ihrem Halbbruder Ptolemaios Keraunos umworben, der ihr den Thron Mazedoniens für ihr Jawort bot. Die Hochzeit fand auch statt, aber Keraunos spielte ein falsches Spiel; als er kurz darauf Seleukos I. ermordet hatte, tötete er zwei Kinder der Arsinoë und verstieß sie; sie war ihm für seine weitreichenden Pläne zu gefährlich geworden. Arsinoë mußte in Samothrake Schutz suchen. Hier, auf dieser geheimnisvollen Insel, finden sich noch Spuren dieser Königin, die als Eingeweihte in den Kult der einheimischen Fruchtbarkeitsgötter, der Kabiren, aufgenommen wurde und die einen großen Rundtempel stiftete, dessen Mauern noch vorhanden sind.

Schließlich gelangte Arsinoë nach Ägypten, wo sie wenige Monate nach ihrer Ankunft ihren leiblichen Bruder Ptolemaios II. heiratete (276 v. Chr.), der vorher ihre Tochter zur Gattin gehabt hatte. Diese Verwandtenehen waren unter den Diadochen keine Seltenheit, führten doch die seleukidischen Königinnen offiziell den Titel „Schwester“, vielleicht in Erinnerung an Kybele, die mütterliche Schwester des Wettergottes.

Die schöne und gebildete Frau übte auf die Männer, die ihr dienten, offenbar einen überwältigenden Einfluß aus. Sie nahm schließlich des Ptolemaios Feldzug gegen Antiochos I. selbst in die Hand, schlug die verhaßten Seleukiden und verschaffte Ägypten den Besitz von ganz Phönizien und der kleinasiatischen Küste von Milet bis Kilikien. Ephesos, Arsinoeia, blieb ihr verloren. Als sie 270 v. Chr. starb, wurde sie als Göttin verehrt und die Seeleute, besonders wenn sie vor Ephesos oder Samothrake kreuzten, riefen sie als Aphrodite der Meere an. Doch das Meer hat sich von Ephesos zurückgezogen. Und auch von Arsinoë fand ich hier keine Spur, aber sie gehört ja nicht nur Ephesos, sondern der ganzen farbigen, hellenistischen Welt von Makedonien bis zum Sudan.

Von Ephesos bin ich dann nach Süden gefahren, habe das Mäandertal gekreuzt und gelangte nach Karien und seiner alten Hauptstadt Mylasa. Von hier fuhr ich ins Karische Hochland hinauf in Richtung auf Mugla und gelangte in 500 m Höhe zu einem kleinen Dorf namens Eskihisar. Gleich hinter diesem Dorf

liegt, von Wiesen und Ackerland bedeckt, die kaum ausgegrabene Stätte von Stratonikeia. Es war gerade die Schule zuende, als ich im Dorfe ankam. Der Lehrer zeigte mir den Weg durchs Dorf, in dem allerhand alte Steine verbaut sind. Kleine Schulfädchen liefen uns nach, sie konnten sich wohl kaum vorstellen, was wir hinter Hecken und Zäunen suchten. Schließlich kamen wir zu den hochgelegenen Resten eines römischen Theaters und entdeckten weiter unten Ruinen eines Bouleuterions, in dessen Mitte Vieh weidete. Eines der kleinen Mädchen brachte mir eine Steingemme und lief dann schnell davon. Die Gemme hatte weibliche Züge. War es eine Göttin? Diana oder Selene, die Mondgöttin, die hier in der Nähe, in Herakleia am Latmos, Endymion in Schlaf versetzt hat? Oder war es Stratonike, die Gattin des Städtegründers Antiochos I., der nach ihr diesen Ort benannte? Stratonike, die Selene, Diana oder die syrische Atargatis nur als verschiedene Personifikationen der einen hinter ihr stehenden Gottheit sah?

Stratonike, Tochter des makedonischen Antigoniden Demetrios I., war jung an den seleukidischen Hof gekommen und hatte den alten Recken Seleukos I. geheiratet, als ihm Apama gestorben war. Damals war das Seleukidenreich auf dem Höhepunkt seiner Macht, orientalische und griechische Wissenschaftler und Priester unterrichteten die Königin, und sie behielt zeitlebens eine Leidenschaft für alle Kulturgüter und bewahrte eine religiöse Toleranz, die dem Synkretismus der damaligen Zeit entsprach. Den Schatz des Apollo in Delos vermehrte sie durch zahlreiche Stiftungen, sie erneuerte einen Tempel der syrischen Atargatis und war Mitglied in einem Club in Smyrna, der den ägyptischen Anubis verehrte.

Als Seleukos von Ptolemaios Keraunos, dem Gatten von Arsinoë, im Jahre 280 v. Chr. ermordet wurde, heiratete sie ihren Stiefsohn Antiochos I. und unterstützte ihn in seinem unglücklichen Krieg gegen Ptolemaios II., dem dritten Ehemann der Arsinoë.

Ich steckte die Gemme ein und ging durch blühende Wiesen an Tempelruinen vorbei zurück zum Dorf.

Dann fuhr ich nordwärts, zum Mäander zurück und das Tal aufwärts bis Denizli, einer freundlichen Stadt ohne Sehenswürdigkeiten, aber mit einem leidlich guten Hotel, was in dieser Gegend schon etwas heißen will. Man kann von Denizli leicht nach Pammukale kommen, dem Hierapolis der Alten, dem Ort der warmen Quellen mit den einzigartigen Kalksinterterrassen.

Zwischen Denizli und Pammukale liegt Laodikeia. Ich fand ein großes, wenig ausgegrabenes Gelände, ein Odeion, eine römische Thermenanlage und wieder ein römisches Theater.

In der Nähe des Theaters zügelte mir plötzlich aus dem wild-

wuchernden Gesträuch eine kleine Schlange entgegen, die in der Sonne glänzte. Ich mußte wohl allerhand Raki getrunken haben auf dem Wege hierher, denn in dem Schlängelein sah ich Laodike, deren Namen die Stadt einst trug.

Laodike, auch sie stammte von Seleukos I. ab, war eine Cousine von Antiochos II., dem Sohn der Stratonike. Laodike heiratete Antiochos II., der mit jugendlichem Elan einen erfolgreichen Feldzug gegen die Ptolemäer führte und ihnen Kleinasien wieder abnahm. Dann aber waren die Kassen leer und kurzentschlossen verstieß er Laodike und heiratete wegen der reichen Mitgift eine Tochter aus dem inzwischen versöhnten Ptolemäerhause. Laodike ging nach Ephesos und bald bereute es Antiochos, die energische und liebreizende Frau verstoßen zu haben. Er begab sich nach Ephesos um Laodike zu versöhnen und wurde dort vom Tode überrascht. Ob Laodike ihn ermorden ließ? Das wurde gemunkelt, aber nie geklärt. Immerhin hat sie das Söhnchen aus der zweiten Ehe des Antiochos beseitigen lassen und durchgesetzt, daß ihr leiblicher Sohn als Seleukos II. König wurde. Bald darauf kam sie bei einer Meuterei um.

Ich sehe die Schlange an, die sich durch die Ruinen und Büsche Laodekeias windet — sie weiß vielleicht, welche Mordpläne damals verwirklicht wurden, die kluge Schlange Laodike.

Auf dem Wege zurück nach Izmir bedachte ich noch einmal, wie geschichtsträchtig doch dieses Anatolien ist. Man kann die Wege der Hethiter, Perser, der Griechen und Römer, Seldschuken, Kreuzfahrer und Byzantiner verfolgen; die Reise zu den hellenistischen Königinnen, so bruchstückhaft sie auch blieb, war wieder ein neues Kapitel Anatolien.



Bäuerin beim Spinnen der Wolle.

GOLD UND GELD DER ANTIKE

*Herrn Prof. Dr. Dr. Carl Troll,
meinem verehrten Lehrer,
zu seinem 70. Geburtstag gewidmet.*

In winzigen Spuren ist Gold allgegenwärtig. Granite führen bereits bis 1 g Au pro Tonne, Quarzgänge bis 30 g pro Tonne, aus denen die Flüsse Seifen bis 0,1 g/cbm Sand anreichern. Der Rhein trägt 0,03 mg/cbm Wasser, das sind jährlich 200 kg, ins Meer, das 0,02 mg/cbm, mithin 27,5 Millionen Tonnen Gold enthält.¹

Das klassische Hellas und Rom hatten (außer Siphnos) keine Granite und kein Gold; Jasons mythische Fahrt zu Rion, Rhein, Rhône, Nil und Niger bekundet dies. Chrysos (griechisch Gold) stammt von hebräisch charat und von ryo², fließen. Im lateinischen Aurum steckt Aa, germanisch Fluß, und Au, aber auch ry. Man stelle französisch or zu ägyptisch Ra und indisch RAM (Gott). R ist im Aramäischen und Arabischen Sonnenbuchstabe, r ist das Zeichen für das Sternbild des Widder, englisch Ram, vgl. Rammbock. Uralte Bezüge können nur erahnt werden, wie die libyschen Nomaden ihre Zelte haimat nennen, ohne daß unser Heimat übertragen sein kann.

Das Goldene Vlies war ein Widderfell. Nach jahrelanger Goldsuche auf dem Balkan entdeckte ich eines Nachts, wie Frauen im Mondschein einen Bach über Roste leiten, in denen Geröll und Sand herabfiel, bis am Ende der Anlage in einem ausgespannten Widderfell Tausende winzige Goldflitter hängenblieben. Fünf Flitter wiegen 1 mg, 10000 zwei Gramm (heute 12 DM). So hatte vor 2000 Jahren Strabo³ das Goldene Vlies erklärt, aber als Student fehlte mir die Erfahrung, es zu verstehen. Heute ist für mich Medea, die „Rat Wissende“, die erste Bergingenieurin, die im goldlosen Hellas ihre techna (Anlagen), nicht tekna (Kinder), vernichten mußte.

Am Nil trieb man bereits vor 7000 Jahren aus Goldflittern kalt Schmuckstücke; nach Erfindung des Blasrohres wurde Gold in Barren geschmolzen und Ägyptens Zahlungsmittel. Kreta und Mykene haben nur Handels- und Beutegold; die Talente der



Goldstater
König Philipps II.
mit Apollokopf.

Odyssee IX, 202, wurden als 5 — 7 cm große Rundscheiben im 3. Schachtgrab von Mykene massenhaft gefunden. Später hat ein Talent stets 60 semitische Minen. Die Metrologie⁴ zeigte, daß die griechischen, karthagischen, römischen und angelsächsischen Minen und Pfunde sich exakt aus der babylonischen Gold- und Silbermine ableiten. Auch die Chaldäer verfügten nur über Fremdgold, waren aber gute Astronomen, Priester und Bankiers zugleich: sie legten den Wert des Goldes zum Silber nach dem Umlauf von Sonne und Mond fest, rundeten dabei deren siderische Zeiten (365,2524 bzw. 27,32166 Tage) mit dem winzigen „Fehler“ von 0,24% genial auf leicht teilbare 360 und 27 Tage. Ihr Verhältnis von 40:3 oder $13\frac{1}{3}:1$ überstiegen erst die USA: 1786 15:1, 1837 16:1, heute 20:1.

701 v. Chr. muß Hiskia von Juda (2. Kön. 18, 4) 300 Talente Silber und 30 Talente Gold an Sanherib in Ninive zahlen. Bereits um 800 v. Chr. prägen die Lyder, gleichzeitig mit den Indern und Chinesen, in Sardes *Münzen* aus Elektros, einem 30 bis 60% silbrigen Seifengold des Paktolos, der es aus den Gängen des Tmolos abgetragen hat. 560 v. Chr. gelingt Kroisos die fast reine Goldmünze (Herodot 1, 14): der Kroiseios mit Löwe und Stier wiegt 8,10 Gramm. Deutsche, französische, britische, italienische und russische Metrologen haben die mit Glasgewichten auf hundertstel Gramm genaue Prägung mathematisch nachgewiesen. Der Kroiseios = Goldstater = Didrachme entsprach dem Wert von 20 Silberschekeln à 5,40 g. Dieses Verhältnis ist genau $13\frac{1}{3}:1$. Der Münzfuß bestimmt jeweils, wie viele Mün-

zen aus einer bestimmten Menge Edelmetall geprägt werden dürfen. Die Reinheit der Goldmünze prüfte man durch ihren Strich am Proberstein, der heute noch Lydit heißt.

546 erobert Kyros Sardes und übernimmt den lydischen Münzfuß. Ab 515 zeigt der Dareikos einen knienden, bogenschießenden König, doch Darius erhöht sein Goldgewicht auf 8,4 g, die nun 20 medischen Schekeln (griechisch sigloi) zu 5,6 g entsprechen.

In Hellas prägt um 600 v. Chr. Ägina Silberstater mit einer Schildkröte, chelonai, zu 6,2 g. Später folgt Chalkis, dessen euböischen Fuß auch das silberreiche Attika übernimmt. Die attische Drachme (4,366 g) ist genau $\frac{2}{500}$ der babylonischen schweren Silbermine von 1091,5 g. Eine Drachme sind 6 Obolen à 8 Kupfermünzen. Nachdem 454 die Kasse des attischen Seebundes, der seit 479 jährlich 460 Talente zugeflossen waren, mit 1500 Millionen DM von Delos nach Athen verbracht war, begann das Goldene Zeitalter des Perikles 447—429. Später setzte die Plünderung von Delphi 4000 Talente, über 600 Millionen DM, frei.

Doch im Geldwesen erfolgreich gegen Persien kann zuerst Philipp II. von Mazedonien auftreten. Die Philippeioi sind Didrachmen attischen Fußes (8,732 g) mit Apollokopf vorn und Biga (Zweigespann) im Revers. Sie entsprechen 7 äginetischen Stateren und 20 attischen Drachmen, womit Gold zu Silber wie 10:1 steht. Philipp II. beutete die Goldgänge im Pangäon und beiderseits des Strymon rücksichtslos aus; die massenhaft bis nach Britannien gelangenden Philippeioi wurden von den Kelten an Donau, Rhein und Rhône nachgeahmt, bis Caesar nach Gallien kommt.

Alexander der Große konnte zunächst mit dem Gold seines Vaters seine Armeen besolden, bis er aus der persischen Beute von 180 000 Talenten, rund 36 Milliarden DM, — über die Hälfte des in der abendländischen Antike bekannten Goldes — eigene Alexandreioi mit dem behelmten Kopf der Athene (Vs.) und der stehenden geflügelten Nike (Rs.) prägen konnte; damit wird der attische Fuß Weltfuß. Das Bild der Vorderseite hatte Alexander von den Athener „Eulen“ übernommen, deren Rückseite dem Sprichwort für eine überflüssige Sache Anstoß gab: Eulen nach Athen tragen. Die Diadochen prägen Alexanderköpfe mit dem Widderhorn als göttliches Zeichen (RAM in Indien!). Von Anfang an waren neben Gold- und Silbermünzen Unmengen Kupferkleingeld im Verkehr. 1953—1956 konnte ein Schwimmbagger im Gallikos, nördlich von Thessaloniki, täglich 1—2 kg der Antike unerreichbares Seifengold unter dem Grundwasser gewinnen, aber das Gewicht der antiken Kupfermünzen war

noch größer. Im 4. Jahrhundert v. Chr. ersetzt Kupfer weitgehend das Kleinsilber. Seit 400 wird attisches Silber im Westen durch karthagisches, korinthisches und massilisches verdrängt, das Kleinsilber durch Bronze. An deren Seite tritt die ptolemäische Münze, die sich mit Pergamon und seit 269 v. Chr. mit der römischen Währung in den Welthandel teilte.

Zuvor hatte Rom nur Kupferwährung gekannt (aes). In diesem Jahr 269 aber wird Rom mit der Eroberung des gesamten festländischen Italien Großmacht und prägt den Silber-Denar zu 4,55 g. Sein Gewicht beträgt $\frac{1}{72}$ des römischen As, das mit 327,45 g genau $\frac{3}{10}$ der schweren babylonischen Silbermine wiegt; der Denar entspricht 10 Bronze-Assen und hat vier Sesterzen (Skrupel) zu 1,13 g. 217 wird der Denar auf 3,9 g verringert und Silber zu Kupfer wie 112:1 festgelegt, 89 v. Chr. wie 56:1.

Roms Kampf mit Karthago um Spanien galt dem dortigen Gold und Silber. Plinius schildert uns XXXIII, 4, die gigantischen Arrugien in Westspanien, die etwa 1500 Tonnen Gold — heute 9 Milliarden DM — lieferten: über 100 Meilen hinweg wurde Wasser aus den Gebirgen über hohe Holzkanäle in Hochbehälter geleitet, aus denen es auf die bereits bergmännisch ausgehöhlten Flußterrassen herabstürzte, Geröll und Schlamm in den Arrugien aussonderte, bis das Gold mit Reisig aufgefangen wurde. Am Oberlauf des erwähnten Gallikos in Mazedonien fand ich goldreiche Restpfleiler solcher Arrugien.

Aus der auf 4 Milliarden DM geschätzten gallischen Beute prägte Caesar die Aurei von 8,2 g, die damit den Kroiseioi entsprechen. Den Wert zum Silber legte er auf 12:1 fest. Doch nach Caesar verhindert der gewaltige Goldschmuck- und Luxusbedarf der Römer (aus Indien und China) eine gesunde Währungspolitik. Augustus bestimmt noch 95—99% für den Denar, doch die passive Zahlungsbilanz muß zu Münzverschlechterung führen. Nero setzt 64 n. Chr. den Denar auf $\frac{1}{96}$ des As, also 3,41 g fest, unter Commodus enthält er noch 65—70%, unter Severus Alexander um 200 n. Chr. noch 33—50% Ag, um 260 n. Chr. unter Valerianus nur noch wenige Prozente Silber.

Nach der Währungskatastrophe von 267 gelingt es Diokletian 294, den Denar auf Gold umzustellen und wieder $\frac{1}{96}$ des Pfundes (As), d. h. 3,31 g schweres Silber zu geben. Nach der Stabilisierung prägt Konstantin der Große Solidi aus Gold.

Daß wir Geld Moneten, money oder monnaie nennen, rührt von der römischen staatlichen „Münze“, die im Tempel der Juno Moneta, der „Mahnerin“, sicher untergebracht war. Daß wir heute geistige Gewichte als Talente bezeichnen, geht auf Jesus zurück: Im Evangelium des Matthäus XXV, 15—30, wird Talent zum ersten Mal übertragen.

Zusammenfassend wollen wir die großen Goldanhäufungen der Antike mit Zahlen der Gegenwart vergleichen. Die Werte sind auf den gegenwärtigen Goldpreis in der Bundesrepublik (ca. 6000 DM pro kg) umgerechnet.

Goldschätze (in Millionen DM)

Gewinnbar aus Graniten, Gängen und Seifen	über 100 000
Gewonnen im westlichen Altertum	60
Delos, 454 v. Chr. nach Athen verbracht	1,5
Delphi, um 350 v. Chr. geplündert	0,6
Philipp II. fördert in Mazedonien	2
Alexander der Große erbeutet 330 v. Chr. in Persien	36
Rom fördert in Spanien seit 218 v. Chr.	9
Caesars Beute in Gallien 50 v. Chr.	4
Gewonnen seit 1492	600
Bismarcks Kontribution aus Frankreich 1871	10
Hort 1957 in Fort Knox	110
1968 in Paris	25
1968 in Frankfurt	20

Weiterführende Werke

- ¹ Zur Geochemie und Geschichte: Ullmann, Artikel Gold, 1958. Charles White Merrill: Gold and Silver — Money and Credit. — Economics of the Mineral Industries, ed. Edward H. Robie. AIME, New York, 1959, S. 677—696.
- ² Zur Wortkunde: H. Stephanus: Thesaurus Graecae Linguae, vol. 9, Sp. 1745: Gold. Ausgabe 1865 von Didot. Neudruck Graz, 1954.
- ³ Zur Technologie: Blümner 1884, Band IV, 11, 2; H. Garland und C. O. Bamister: Ancient Egyptian Metallurgy, 1927.
- ⁴ Zur Metrologie: Lehmann-Haupt: Talent. Pauly-Wissowa RE Suppl. Band 8, S. 804, 1962.



Mykonos, Frau am Webstuhl.



Delos — die Straße der Versuchung . . . Am Weg von den Resten der alten Stadt und ihren Heiligtümern zum Anlegeplatz der Boote bieten die Händler vom nahen Mykonos den Besuchern ihre bunten Textilien zum Kauf an. So verhelfen hier — wie anderswo — die Ergebnisse der Archäologie den Griechen von heute zubarer Münze.

ARCHÄOLOGIE — GESTERN UND HEUTE

Parentibus meis carissimis

Wir leben in einer Zeit, in der die Existenzberechtigung unserer Wissenschaft immer mehr in Frage gestellt wird, in der als Folge dieser Unsicherheit selbst der deutsche Staat kaum mehr Gelder für Ausgrabungen und Forschungsarbeiten bereitstellt – und es werden nur wenige Jahre vergehen, bis die deutsche Archäologie gänzlich ins Hintertreffen geraten sein wird; denn unsere Wissenschaft, deren Forschungsergebnisse sich ja nicht in materielle Vorteile verwandeln lassen, lebt dazuhin heute nicht mehr von der geistigen Auseinandersetzung mit der Antike allein, sondern Ausgrabungen gehören als Erfahrungsquelle, als methodisches Studium genauso dazu: eine Ausgrabung nach modernen Methoden ist aber nun einmal eine manchmal recht teure Angelegenheit; eben darum sollte man der Archäologie aber nicht Geld entziehen, sondern eher weitere Mittel zur Verfügung stellen, so wie Italiener und Franzosen es machen, die dadurch wenigstens auf kulturpolitischer Ebene mit den Amerikanern, aber auch den Russen, durchaus wetteifern können. Trotz dieser für das deutsche Ansehen auf dem Gebiet der Archäologie leider nicht sehr positiven Prospektiven ist es umso erstaunlicher, daß noch immer jener Trend anhält, der nach Kriegsschluß einsetzte und die Archäologie plötzlich ins Rampenlicht brachte. Dies hing natürlich in erster Linie von der Normalisierung der internationalen Beziehungen ab, welche das Reisen nach Griechenland oder in den Orient weiteren Kreisen wieder möglich machte. Weltpresse und Büchermarkt kamen hinzu. Cerams „Götter, Gräber und Gelehrte“ trug zu diesem Trend trotz seines Charakters als reißerischer Bestseller wesentlich bei, in einem größeren Publikum ehrliches Interesse für ein Fach zu wecken, das bis dahin kaum bemerkt wurde.

Hierzu schrieb der Archäologe Andreas Rumpf richtig: „Es ist nicht Aufgabe der Archäologie, den Wunsch der Menschen nach Sensation nur durch eben gefundene oder ausgegrabene Denkmäler zu befriedigen; ihre wahre Aufgabe besteht darin, mit den einzelnen Resten ein vollkommenes Bild der antiken Kunst zu geben“. In der modernen Kunstwissenschaft ist die klassische Archäologie – die griechisch-römisch-etruskische also – nicht nur eine geistige Tätigkeit, sondern sie ist darüber hinaus eine technische Wissenschaft geworden, für welche die Kenntnis antiker

Literaturquellen und Denkmäler genauso wichtig ist wie die Untersuchung chemischer Bestandteile der in den antiken Bauten verwendeten Materialien oder die Kenntnis der Grabumstände. Die Archäologie lebt demnach nicht mehr allein von ihrem geistigen Wesen, sondern sie hängt von ihren Schwesterswissenschaften ebenso ab, wie von den technischen, die wie Botanik, Chemie und Physik zu einem allgemeingültigen Bild der Antike beitragen.

Die Aufgabe der Archäologie hat sich heute, um es in einfachen Worten zu sagen, von dem rein stilistischen Problem der Einteilung nach Epochen gerade ergrabener oder schon bekannter Denkmäler auf Untersuchungen erweitert, die einer technischen Wissenschaft, welche die Ausgrabungen mit modernsten Mitteln ausführt, eigen sind. Und dieser moderne Aspekt der Archäologie ist von größter Bedeutung, weil allein das mit Hilfe der Technik ausgegrabene oder untersuchte Denkmal – Keramik, Skulptur oder Bauten – mit Sicherheit einer bestimmten Epoche zugewiesen werden kann und zu einem erweiterten Bild beizutragen vermag.

Schon Herodot nennt Werke und Fakten, die damals längst vergangen, also antik waren. Allerdings hat Herodot noch keinen Sinn für historische Genauigkeit wie Thukydides, der im Jahre 425 v. Chr. aus Funden antiker Gräber auf Delos auf eine vorhellenische Bevölkerung schloß, welche er nun nicht mehr in mythologischer Sicht sieht. Thukydides nennt nicht die großen Künstler seiner Zeit, die Bildhauer Phidias und Alkamenes und den Maler Parrhasios; auch Sokrates und die Tragiker erwähnen sie nicht. Jedoch bedeutet solches Schweigen keineswegs, daß diese von ihren Zeitgenossen nicht geschätzt wurden.

Seit der Zeit Alexanders des Großen wächst allerdings eine wahre Begeisterung für Kunstsammlungen: Städte wie Pergamon und Alexandrien, aber auch das zu Bedeutungslosigkeit abgesunkene Athen, wetteifern im Sammeln antiker Werke, und wo Originale nicht aufgetrieben werden konnten, wurden Kopien angefertigt (Kopie der Athena des Phidias in der Bibliothek von Pergamon!). In römischer Zeit wird das Interesse für eine exakte Wiedergabe zur reinen Sammelmanie verflacht. Plinius berichtet uns zum Beispiel, daß solche antike Silbergefäße am meisten geschätzt waren, deren Ziselierung durch den Gebrauch unansehnlich geworden waren. Man darf jedoch Plinius' Urteil nicht verallgemeinern; gerade damals – im 1. Jahrhundert n. Chr. – blühte in Athen und Rom eine Marmor- und Bronzeindustrie, die vor allem antike Werke kopierte: allerdings zu dem Zweck, die Villen und Gärten der reichen Römer in diesem klassizistischen Geschmack auszuschnücken.

In sehr lebhafter Form schildert uns der zu Hadrians Zeiten lebende Apulejus von Madaura in seinem Roman „Der Goldene Esel“ die Aufstellung solcher Statuen in einem Privathause. Für uns Archäologen ist die Beschreibung einer solchen Einrichtung von größter Bedeutung; denn ohne Schilderungen dieser Art würden wir zwar die Ruinen eines Hauses und die Reste seiner Einrichtung, nicht aber ihre Anordnung kennen: auch die literarischen Quellen sind deshalb von äußerster Wichtigkeit.

Wir haben festgestellt, daß die Antike kopierte und sammelte; erst spät begann sie auch zu rekonstruieren und zu restaurieren. Schon Menenius Agrippa hatte daran gedacht, die Restaurierung bedeutender Denkmäler dem Staate zu übergeben, aber ein solcher Gedanke war für die Zeit des Kaisers Augustus noch zu früh. Als Nachfolger Griechenlands fühlte sich der römische Staat auch in späterer Zeit stets von neuem verpflichtet, die antiken Schöpfungen gegen die Barbaren zu verteidigen und, wenn nötig, eben zu schützen und zu restaurieren.

Von den Verwüstungen der Völkerwanderung blieb während des Mittelalters in Rom allein die vergoldete Reiterstatue des Marc Aurel verschont. Man meinte, in ihm Konstantin zu sehen, einen christlichen Kaiser also. Erst die humanistischen Gelehrten erkannten durch Vergleiche mit Münzen in dem „*equus Constantini*“ einen Marc Aurel.

Doch die Erhaltung des Marc Aurel blieb eine Ausnahme. Die Renaissance suchte, als sie die Antike neu entdeckte, die Denkmäler nach den zu ihrer Zeit neuesten Kenntnissen zu erforschen und zu erhalten. Und diese achtungsvolle Bewunderung, mit der man damals die Antike betrachtete, lebte mehr oder weniger stark bis heute fort mit seltenen Ausnahmen wie der Einschmelzung der Dachbalken des Pantheon, welche der Barberini-Papst Urban VIII. anordnete, um Kanonen zu gießen – die dann noch nicht einmal Verwendung fanden. „*Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini*“ kommentierte der Volksmund dieses Ereignis.

Schlimmer stand es in der Renaissance um Griechenland: wegen der türkischen Besatzung waren die antiken Denkmäler fast gänzlich vergessen worden. So erkundigte sich im Jahre 1575 der Tübinger Gelehrte Martinus Crusius bei griechischen Philologen in Konstantinopel, ob die Stadt Athen überhaupt noch existiere.

Erst 1670 brachten einige Kapuziner Aufzeichnungen mit Grundrissen der Akropolis nach Italien. Sie sind für die archäologische Forschung von besonderer Bedeutung, weil sie uns die Akropolis in ihrem ursprünglichen Zustand wiedergeben: freilich sind diese Zeichnungen mit sehr viel Phantasie ausgeschmückt und

daher mit großer Vorsicht zu benützen. Wichtiger noch sind die Zeichnungen des Flamen Jacques Carrey, der zusammen mit dem Botschafter Nointel nach Athen gelangte. Sie zeigen uns die vollkommen erhaltenen Parthenongiebel, wie sie vor der großen Zerstörung aussahen. Während nämlich die Gelehrten des Okzidents mühsam die Antike wiederzuentdecken suchten, war die Akropolis noch gänzlich erhalten, bereit, von der klassischen Antike ein Bild seltener Vollkommenheit zu liefern: ihr Kleinod, der Parthenon, hatte zweitausend Jahre lang als Tempel, Kirche und Moschee bestanden, ohne die geringsten Schäden davonzutragen. Doch auch für den Parthenon kam leider der Moment der Zerstörung, als während der Belagerung der Akropolis durch die Venezianer am 26. September 1687 eine Kanonenkugel den als Pulvermagazin dienenden Tempel zerstörte. Was von den Giebelskulpturen noch übrig blieb, verteilte sich später auf ganz Europa. Zuletzt wurden die sogenannten „Elgin Marbles“ nach London gebracht. „Quod non fecerunt Gothi, fecerunt Scoti“ kommentierten die Zeitgenossen des Schotten Elgin in Anlehnung an den alten Barberini-Spruch. Das wissenschaftliche Interesse für griechische Antiken nahm nun stetig zu: Elgin, britischer Botschafter an der Hohen Pforte, machte sich Ende des 18. Jahrhunderts mit einer Gruppe von Gelehrten und Zeichnern nach Athen auf, um die Denkmäler der Akropolis wissenschaftlich aufzunehmen.

Hierbei handelte es sich also schon um eine methodisch-wissenschaftliche Erfassung antiker Bauwerke, um archäologische Erforschung.

Wir müssen uns hierbei fragen, ob das Wort „Archäologie“ in unserem Sinne, das ja sowohl „Ausgrabung“ wie deren methodische Auswertung bedeutet, eine moderne Schöpfung in diesem engen Sinne ist. Es handelt sich natürlich um ein antikes Wort, das zum ersten Male in Plantons „Hippias Major“ (385 D) vorkommt. Plato versteht unter diesem Ausdruck etwa: Die Kenntnis des Vergangenen in seinen geistigen und sichtbaren Erscheinungen. Er nähert sich also ungefähr der Art, mit der Thukydides die Funde antiker Gräber auf Delos beurteilt. Der Begriff „Archaiologia“ beinhaltet also im Griechischen nur den Begriff einer geistigen, nicht den einer manuellen Handlung, der im modernen Wort enthalten ist. Erst der Gelehrte Spon hat in seinen „Miscellanea eruditae antiquitatis“ des Jahres 1685 das Wort „Archaeologia“ im weiteren Sinne gebraucht. Eben gegen Ende des 17. Jahrhunderts beginnt das Interesse an Ausgrabungen zuzunehmen, nach dem schon vor mehr als hundert Jahren – die Laokoon-Gruppe wurde zum Beispiel 1506 entdeckt – immer mehr griechische Werke auf römischem Boden ans

Licht kamen. Natürlich handelte es sich dabei fast immer um römische Kopien griechischer Originale; aber die Entdeckungen waren von größter Bedeutung sowohl wegen ihres wissenschaftlichen Wertes als wegen der Freude, solches zu entdecken, was seit Jahrhunderten verborgen von vergangenem Leben sprach. Dieses Interesse war auch zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Ursache für die ersten strengwissenschaftlichen Grabungen: seit 1748 lief die Ausgrabung von Herculaneum, die auch den großen Winkelmann in Atem hielt. Was bedeutet nun Winkelmann heute für die Archäologie? Seine 1763 erschienene „Geschichte der Kunst des Altertums“ war nicht nur ein Werk, das literarisch und ästhetisch befriedigen sollte – eben das schätzten nämlich Winkelmanns Zeitgenossen –, sondern es war der grundlegende Versuch, die griechische Kunst in Stilepochen einzuteilen. Diese sehen wir heute natürlich nicht mehr nach der ästhetisch-künstlerischen Betrachtungsweise Winkelmanns; denn gerade er legte das Fundament für die Geschichte der griechischen Skulptur: und jeder, der sich heute für Archäologie interessiert, verdankt es ihm im Grunde, wenn er archaische von klassischen oder hellenistischen Werken unterscheiden kann. Die Zeitgenossen Winkelmanns konnten freilich nicht nachkontrollieren, was er behauptete; sie bewunderten ihn zwar als großen Kenner, aber sie verstanden ihn letzten Endes doch nicht.

Winkelmann war der erste, der in der *griechischen* Kunst sein Ideal sah. Trotz der schwierigen politischen Lage – es gelang ihm nicht, Griechenland zu besuchen – war er der erste Archäologe, der sich bewußt der griechischen Kunst widmete. Daß wir heute nicht mehr im Apoll von Belvedere das von Winkelmann besungene Schönheitsideal sehen, sondern in den Werken des Phidias den höchsten Ausdruck menschlicher Kunst, liegt nicht an ihm, sondern am Wandel der subjektiven Kunstanschauung. Der äußerliche Anlaß für den Wechsel dieser subjektiven Betrachtungsweise war die Erwerbung der von Elgin fortgeschafften Parthenonskulpturen durch das gerade entstehende British Museum in London. Die Aktion Elgins, „des Vandalen, des Pikten, des Scoten, des Steinhändlers“, wie ihn Lord Byron ungerechterweise bei seinem Besuche des Parthenon nannte, hatte ein Nachspiel, das damals alle Kunstexperten erregte. Um den Preis der Skulpturen festzulegen, brauchte man natürlich Expertisen: die bekanntesten Archäologen gaben ihr Urteil ab. Ennio Quirino Visconti anerkannte zwar die hohe Qualität der Skulpturen, wollte sich aber nicht von seinem Vorurteil abbringen lassen, daß die gesamte Kunst von Perikles bis Hadrian auf dem gleichen Niveau stünde. Auch John Flaxman konnte sich dem Zauber der Skulpturen nicht entziehen, aber er sah sie auf

der gleichen Stufe wie den Belvedere-Apoll, den Farnesischen Stier und den Laokoon. Dagegen verteidigten der Bildhauer Canova und die Archäologen Westmacott und Lawrence die Überlegenheit der phidiasischen Skulpturen. Goethe erkannte nicht nur die Bedeutung der Parthenonskulpturen, sondern er hielt sie auch für Werke des Phidias; so auch die deutschen Künstler, die den Parthenongiebel einstimmig als dem Belvedere-Apoll überlegen hielten. So schrieb der Bildhauer Dannecker in einem Brief: „Es tut mir weh, mich von dem Apoll von Belvedere zu trennen“. Der Archäologe Friedrich Gottlieb Welcker umschrieb die Situation wesentlich klarer: „Die Kunstgeschichte hat einen neuen Mittelpunkt“.

Kurz danach wurde im Jahre 1829 auf Initiative des deutschen Archäologen Eduard Gerhard in Rom das „Istituto di Corrispondenza Archeologica“ gegründet. Die Archäologie war in den deutschen Universitäten hundert Jahre vorher als Fach geboren worden: im Jahre 1734 war der erste archäologische Lehrstuhl in Leipzig mit Johann Friedrich Christ besetzt worden. Daß das römische „Istituto“ auf internationaler Basis gegründet werden konnte, erstaunt umso mehr, als zur Zeit der Gründung die nationalen Interessen bei weitem überwogen. Das „Istituto“ wurde zu einem Zentrum antiker Kultur, in dem sich die Gelehrten von ganz Rom, ja von ganz Europa trafen, um in wissenschaftlichen Colloquien neue archäologische Probleme zu erörtern. Mit dem Tode Gerhards büßte das Institut freilich seinen internationalen Charakter ein und wurde 1871 dem preußischen Staat unterstellt: heute besteht es als Deutsches Archäologisches Institut, Abteilung Rom, weiter.

Gerade das 19. Jahrhundert ist gekennzeichnet durch die Gründung zahlreicher Institute in Rom und Athen. Neben Franzosen und Italienern gründeten im Jahre 1874 die Deutschen ein archäologisches Institut in Athen, das für die Grabungen in Olympia, Samos, Theben usw. von größter Bedeutung werden sollte. Die Wahl eines Deutschen zum König der Hellenen wirkte sich natürlich auch auf die Archäologie günstig aus: der erste Direktor des Athener National-Museums war in der Tat ein Deutscher, Ludwig Roß. Er befreite den Nike-Tempel auf der Akropolis von der türkischen Bastion und führte am Parthenon die ersten modernen Ausgrabungen durch. Er fand den Ur-Parthenon und nach Tiefgrabungen im sogenannten „Perserschutt“ einige rotfigurige Vasenscherben, die ihm zusammen mit Ausgrabungen von Gräbern im Piräus den Anhaltspunkt zur Datierung der Vasenmalerei lieferten. Hierbei handelt es sich natürlich um eine durchaus moderne Methode, eine Untersuchung nach Schichten, wie sie heute noch in der gleichen Art durchge-

führt wird: jede Schicht erhält zunächst eine relative Datierung – 1., 2. Schicht usw. –, dann kann erst eine absolute Datierung auf Grund typischer Merkmale erfolgen. Die absolute Datierung ergab im Perserschutt als *Terminus ante quem* das Jahr 480 v. Chr., als nämlich Götterbilder und Gefäße, die durch den Einfall der Perser entweiht worden waren, von den nach dem Seesiege bei Salamis zurückkehrenden Athenern in die Fundamente der Akropolis-Mauer geschüttet wurden.

Wir müssen uns in diesem Zusammenhang fragen, wie man eine Ausgrabung an einem bestimmten Punkt ansetzen kann: auf der Akropolis von Athen war das natürlich kein Problem, aber es gibt zahlreiche Punkte, die nicht genau identifiziert werden können. Das heißt, weiß man vorher, ob sich eine Ausgrabung lohnt oder nicht? Am Ende des vorigen Jahrhunderts, als weder Luftaufnahmen noch Infrarotaufnahmen angewandt werden konnten, gab es zwei Möglichkeiten, die auch heute noch wie damals Gültigkeit haben.

Zunächst ergibt sich die Möglichkeit eines Zufallsfundes. Ein geradezu typisches Beispiel ist der Fund des Bronzekouros im Piräus: einige Straßenarbeiter sahen bei Ausbesserungsarbeiten in der Philonstraße eine Bronzehand aus dem Boden ragen. Der sogleich herbeigerufene Denkmalspfleger fand den Kouros zusammen mit einigen Marmorskulpturen einer anderen Epoche. Daß es sich um keinen einheitlichen Fund, dessen Einzelstücke also nicht der gleichen Zeit angehörten, handelte, war sofort klar; jedoch fanden sich einige Hinweise auf die Umstände, unter denen die Statuen unter die Erde kamen: eine bei den Statuen liegende Münze mit dem Bildnis Mithridates des Großen deutete darauf hin, daß die Statuen wahrscheinlich während der Wirren der sullanischen Belagerung (88 v. Chr.) vergraben wurden. Die Münze kann uns also nur darüber Auskunft geben, wann die Statuen vergraben wurden, sie vermag jedoch nicht die Statuen zu datieren; denn um sie einer bestimmten Epoche zuzuweisen, bedarf es der stilistischen Methode: der Bronzekouros wird zum Beispiel noch immer von einigen Gelehrten nicht für archaisch gehalten. Die an ihm angewandte Technik, die Stellung der Beine, die Stilisierung der Ohren weisen ihn jedoch mit Sicherheit in den Archaismus. Er dürfte daher nur kurz vor seiner Vergrabung hergestellt worden sein.

So ist der Zufallsfund der eine Aspekt der archäologischen Ausgrabung; der andere ist die bewußte Ausgrabung eines nach seiner Lage bekannten Denkmals und seine Restaurierung. Für diese Methode sind die antiken literarischen Quellen und die technischen Hilfsmittel unabkömmlich.

Wir wollen in der Folge einige technische Neuerungen schildern,

die auch das Zweifelhafte deutlich werden lassen, das eine neue Methode stets begleitet. Die moderne Technik darf jedoch immer nur als Hilfsmittel in Anspruch genommen werden, niemals aber kann sie den Ausgräber ersetzen.

Die Entwicklung dieser neuen Methoden hat zunächst einen großen Vorteil: sie erspart sinnloses und meist teures Suchen nach Siedlungen oder Denkmälern, weil sie den Archäologen von vornherein die richtigen Stellen zeigen, an denen sich eine Grabung lohnt.

Allen voran ist die „Fondazione Lerici“, die Arbeitsweise einer Mailänder Gesellschaft, die sich mit Petroleumsondierungen befaßt, welche ihre Erfahrungen auf diesem Gebiet auf die Archäologie anwandte: die Sondierungstechnik wurde besonders für etruskische Kammergräber angewandt. Es waren nämlich in früheren Jahren öfter Grabkammern gefunden worden, deren Ausgrabung sich keineswegs gelohnt hatte, weil entweder die Decke durch die Erdmassen eingedrückt war oder weil Grabräuber die kostbaren Beigaben schon an sich gerissen hatten. Sie geht dabei folgendermaßen vor: eine Sonde wird in die zu untersuchende Grabkammer hinabgelassen. Statt des Petroleumbohrers wird jedoch an der Sonde ein Photoapparat mit Blitzlicht befestigt. Bei langsamer Drehung um 360 Grad kann nun die gesamte Grabkammer ausphotographiert werden. Auf diese Weise ist es leicht festzustellen, ob sich eine Grabung lohnt, und man weiß im positiven Fall, wie man bei der Ausgrabung vorzugehen hat.

Einige Vorbehalte dürfen wir natürlich nicht unerwähnt lassen: die Photographie ist vom technischen Standpunkt sicher ein exakter Faktor, aber das menschliche Auge ersetzt sie doch nicht. Es können ihr beispielsweise Details im Bau einer Grabkammer entgehen, die für den Archäologen durchaus wichtig sind.

Ebenfalls die „Fondazione Lerici“, die seit dem Gelingen ihres photographischen Systems vor nunmehr zwanzig Jahren an weiteren archäologischen Projekten gearbeitet hat, entwickelte vor einiger Zeit ein System zur Erfassung größerer bebauter Areale unter der Erde: es geht hierbei um die Ermittlung noch nicht ausgegrabener bzw. noch nicht identifizierter Siedlungen, deren Ausgrabung ohne genaue topographische Bestimmung sehr viel Zeit erfordern würde. Das aktuellste Beispiel einer Anwendung dieses Systems, das ähnlich wie der Sonar des Unterseebootes mit magnetischen Mitteln unter Ausnützung des Schalleffektes beruht, ist Sybaris. Diese italiotische Stadt liegt in einem stark versumpften Gebiet, dessen Ausgrabung bei dem erheblich hohen Grundwasserspiegel ohnehin sehr erschwert und daher nur möglich ist, wenn die genaue Lage bekannt ist. Hier wurde dieses

magnetische System mit Erfolg angewendet, so daß jetzt das Stadtareal mit Sicherheit abgesteckt werden kann, da die magnetischen Impulse eindeutig auf zahlreiche Mauern reagierten. Freilich, ohne die eigentliche Ausgrabung kann nicht festgestellt werden, ob es sich tatsächlich um das 510 v. Chr. zerstörte Sybaris oder um eine Nachfolgestadt handelt.

Das magnetische System ist also nur für die eigentliche topographische Identifizierung benutzbar, allerdings schon dadurch eine große Hilfe für den Archäologen, der nicht mehr mit kostspieligen und manchmal sogar erfolglosen Suchschnitten ein großes Areal untersuchen muß.

Gerade für den Schwierigkeitsgrad einer Ausgrabung ist Sybaris beispielhaft: denn auch, wenn das durch die Lerici-Methode identifizierte Areal der arachaischen Stadt entspricht, muß dieses erst leergepumpt werden, um eine ordentliche Ausgrabung zu ermöglichen. Wie schwierig es ist, in versumpften Gebieten auszugraben, zeigte z. B. der Artemis-Ephesia-Tempel in Ephesos, der trotz aller Versuche der Engländer und Österreicher nicht freigelegt werden konnte. Heute gibt es auch hierfür neue – freilich sehr teure – Methoden, die zum ersten Male mit großem Erfolg am Apollo-Lykeios-Tempel in Metapont angewendet wurden. Die Schwierigkeit beruht dabei nicht so sehr auf dem Auspumpen selbst – man könnte heute durchaus starke Pumpen in Anwendung bringen –, als in der Gefahr, daß bei zu starken Pumpvorrichtungen die archäologischen Schichten und das Fundmaterial empfindlich gestört würden, was die spätere Ausgrabung sehr beeinträchtigen würde.

Das neue Pumpsystem arbeitet mit sehr empfindlichen Geräten, die ein langsames und doch wirkungsvolles Leerpumpen des Ausgrabungsareals ermöglichen. Eben dieses System soll auch in Sybaris zur Anwendung kommen: der Erfolg wird sich in den nächsten Jahren zeigen.

Die Ausgrabung von Sybaris, wohl das aktuellste Projekt dieser Art, ist natürlich ein extrem schwieriger und selten auftretender Fall: für normale Freilegungen größerer Siedlungen und Städte genügt die Luftaufnahme, deren Anwendung auf die Kriegszeit zurückgeht: alliierte Flieger hatten bei der Luftaufklärung in der Gegend von Cerveteri bei Rom auf den Negativen seltsame Flecken festgestellt, die sie nicht sogleich zu deuten wußten. Es handelte sich um unter der Erde liegende Grabtumuli der etruskischen Nekropole, über denen der Pflanzenwuchs wesentlich stärker war, so daß sie sich unter der übrigen Flora des Gebietes hervorhoben.

Im Grunde handelt es sich um ein einfaches Phänomen: unter der Erde liegende Mauern ziehen die Feuchtigkeit stärker an, so

daß der Pflanzenwuchs — besonders in den relativ trockenen Gegenden Italiens — an diesen Stellen stärker und dichter ist. Überfliegt man nun die zu untersuchende Gegend in einer Höhe von etwa 500 m — heute wird ganz Italien systematisch mit Luftaufnahmen aufgenommen, um die archäologischen Fundkarten und Ausgrabungen zu unterstützen —, so prägen sich auf die Negative antike Mauern, Grundrisse und Gräber deutlich ein.

Zahlreiche prähistorische Siedlungen in Apulien, die Akropolis von Herakleia am Siris, ja sogar die antiken Ackergrenzen im Territorium von Metapont konnten auf diese Weise genau ermittelt werden.

Diese Methode konnte noch wesentlich verfeinert werden: für manche Gebiete reicht die einfache Luftaufnahme nämlich nicht aus. So wurde die Luftaufnahme mit Infrarot-Platten erfunden, die nun sehr viele Möglichkeiten in sich birgt: zum ersten Male wurde sie von Nereo Alfieri bei der Sondierung des Stadtareals der etruskischen Stadt Spina im Po-Delta (Comacchio-See) im Jahre 1953 ausprobiert.

Seit 1922 hatte man begonnen, in der Zone des Comacchio-Sees zwei Nekropolen größter Ausdehnung (Valle Pega und Valle Trebba) freizulegen, ohne die dazugehörige Stadt identifizieren zu können. Die erste Infrarot-Aufnahme brachte großen Erfolg: die von Erdmassen verschütteten Häuser, die Quartiere und Hafennolen erschienen deutlich auf der Platte.

Infrarot-Aufnahmen haben verschiedene Vorteile: einmal wird der pflanzliche Bewuchs durch das Vorkommen des Chlorophylls deutlicher; dann aber nützen sie ein einfaches Naturphänomen aus: überfliegt man nämlich etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang das zu untersuchende Gebiet, so strahlen die unter der Erde liegenden Mauern noch Wärme aus, während das sie umgebende Erdreich schon erkaltet ist. Das wirkt sich wiederum auf die Negative aus. In Spina konnten beide Phänomene ausgenützt werden; denn das Stadtareal liegt zum Teil in versumpftem Gebiet — hier wirkte die im Morast besonders schnell wachsende *Salicornia* geradezu als „Leitpflanze“ —, teils unter sandigem, trockenen Boden.

Die Wichtigkeit der Luftaufnahme dürfte aus diesen Beispielen deutlich werden: freilich, auch hier sagt sie nichts über die Zeit der fotografierten Mauern aus. Da kann wiederum nur die Ausgrabung Auskunft geben.

Wie die Luftaufnahme auf den letzten Weltkrieg zurückgeht, so entwickelte sich auch ein gänzlich anderes Gebiet der Archäologie in jener Zeit: die Unterwasserforschung. Froschmänner hatten bei einigen Unternehmungen gegen feindliche Schiffe im Mittelmeer antike Funde ausgemacht; Sporttaucher machten sich nun

nach dem Kriege daran, viele dieser Funde zu heben, die meist von römischen Lastseglern stammten, welche vor der italienischen und französischen Küste auf Riffe aufgelaufen waren. So wurde auch die Denkmalpflege auf diese Tauchunternehmen aufmerksam.

Die Unterwasserarchäologie unterscheidet sich von der Arbeit auf dem Festlande in ihren Grundproblemen kaum. Zwar muß man natürlich die Schwierigkeiten berücksichtigen, welche die Unterwasserarbeit bietet, aber auch hier geht es darum, die Funde in ihrem Gesamtkomplex nicht zu zerstören. Die Hebung eines antiken Schiffswracks bei Kap Gelidonyan vor der türkischen Küste zwischen Rhodos und Zypern möge als Beispiel für eine musterhaft durchgeführte Unterwassergrabung dienen.

Türkische Schwammtaucher hatten vor der Küste zwei Bronzebarren aus der Tiefe gefischt; der davon in Kenntnis gesetzten Denkmalpflege gelang es auch, das Schiff im Jahre 1958 neu zu orten. Eine türkisch-englisch-amerikanische Expedition machte sich daraufhin sofort an die Hebung des Fundes.

Zunächst machten sich die Forscher an das Zeichnen des Fundbezirkes, der daraufhin mit einem Ballon gekennzeichnet wurde. Schließlich wurden die verstreuten antiken Reste an die Oberfläche geschafft. Nun kam das Hauptproblem: das Schiffswrack vom Schlamm zu befreien; hierzu diente ein Schlammsauger; der vom Forschungsschiff aus bedient wurde. Zum Schluß wurden die Reste des Schiffes an die Oberfläche gehoben.

Das klingt natürlich alles sehr einfach, aber die Schwierigkeit dieser Bergung läßt sich vielleicht dadurch ermessen, wenn man bedenkt, daß die Forscher in einer durchschnittlichen Tiefe von 27 m arbeiten mußten. Jeder Taucher konnte nur zweimal am Tage jeweils 60 Minuten tätig sein.

Die Bronzebarren in Form von Ochsenhäuten, wie sie die Mykenen als Geldmittel benutzten, hatten schon darauf hingewiesen, daß es sich um ein mykenisches Schiff handeln müsse. Daß es ein Lastschiff war, zeigte sich bald: man fand nämlich neben den Bronzebarren Arbeitsgeräte und Erzeugnisse vor, die deutlich darauf hinwiesen, daß es das Schiff eines Kupferschmiedes war, der neben dem Verkauf der Kupferbarren Handel mit den von ihm gefertigten Geräten trieb.

Dazu fand man in der Schiffskajüte drei ägyptische Skarabäen, die einwandfrei in die 19. Dynastie, das heißt in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts v. Chr., datiert werden konnten. Das keramische Material – mykenische Vasen – bestätigte die Datierung vollkommen. Es handelte sich um das älteste uns bekannte Schiff, dessen Besitzer das Rohmaterial in Barrenform auf Zypern einkaufte und die Ware, die er entlang der Mittelmeerküste verkaufte, auf dem Schiff selbst herstellte.

Ein so genau datierbarer Unterwasserfund ist allerdings selten. Aber auch in Italien wurde die Unterwasserarchäologie in den letzten Jahren immer bedeutender: in Bordighera wurde der „Centro sperimentale di archeologia sottomarina“ gegründet; dazu stellte die Kriegsmarine ein für diese Zwecke ausgerüstetes Schiff, die „Daino“, zur Verfügung.

Die Möglichkeiten der Unterwassergrabung sind nämlich in Italien sehr vielseitig: eine kleine Ausstellung im Oktober 1967 in Tarent zeigte deutlich die Vielfalt der Unterwasserarchäologie, die antike Hafenanlagen und sogar Städte umfaßt. Ein Beispiel hierfür ist die Stadt Baiae im Golf von Pozzuoli, die achtzehn Meter unter dem Wasserspiegel gelegen ist, für die Luftaufnahme unerreichbar. Systematisch durchgeführte Unterwasserkampagnen haben zur Identifizierung der Stadtmauern und der Anlage der Insulae (Quartiere) geführt. Die im Februar dieses Jahres sichergestellten, einem Nymphaeum (den Nymphen heilige Brunnenanlage) angehörenden Statuen gaben den ersten Aufschluß darüber, wie stark der hellenistische Einfluß auf diese Stadt gewesen sein muß.

Die Unterwasserarchäologie ist eine noch sehr junge Wissenschaft, deren Linie und Ziel erst festgelegt werden müssen. Sie ist allerdings von so großen Geldmitteln abhängig, daß sie allein schon deshalb in ihrer Wirkungsweise beschränkt ist.

Die für die Archäologie wesentlichen und oben beschriebenen technischen Mittel sollen zeigen, wie der Archäologe heute arbeiten kann, welche umspannenden Möglichkeiten ihm die Technik bietet; diese kann und soll allerdings nur Hilfsmittel bleiben, das dem Forscher Vorarbeit und kostspielige Suchgrabungen erspart. Die stratigraphische Untersuchung, also die Ausgrabung, bleibt immer noch die einzige und entscheidende Form, die ein klares Bild der Antike vermittelt.

Kurt Albrecht

ZAHLEN UND ZITATE ZUR ENTWICKLUNG DER WIRTSCHAFT GRIECHENLANDS 1967/1969

Im ganzen Jahr 1968 besuchten 90 292 Bundesdeutsche Griechenland, 1969 waren es Ende September bereits 120 000 . . . Wie aber sieht es im Lande wirklich aus?

Seit dem Regierungswechsel in Griechenland im April 1967 zeichnet sich folgende wirtschaftliche Entwicklung ab, die nur



Markt in Athen.

als Leistung der Mehrheit des griechischen Volkes gesehen werden kann:

Die D r a c h m e ist heute eine der stabilsten Währungen. Auf dem Schweizer Geldmarkt z. B. wird sie zeitweise über ihrer offiziellen Parität gehandelt, ebenso in New York.

Die Griechen s p a r e n mehr denn je, was u. a. auf Vertrauen in die Regierung schließen läßt. Staats-Anleihen werden in der Regel überzeichnet. Die früher übliche Flucht in westliche Währungen aus Furcht vor Inflation hat aufgehört.

Die P r e i s e sind absolut stabil. Im Jahre 1968 betrug die Preissteigerung in Griechenland ganze 0,3 %. (In der Bundesrepublik dagegen, nach dem amtlichen Ausweis für den Großhandel, 1969 gegen 1968 im Frühjahr ein Preisanstieg um 1,8 %, im August 2,9 % und im September, noch vor der Aufwertung der DM und den Auswirkungen der Lohnerhöhungen, 3,6 %).

Aufgrund der Währungs- und Preisstabilität ist Griechenland für ausländische Touristen heute das billigste Land. Das bestätigen u. a. neue Untersuchungen der italienischen Zeitung „Epoca“ und des amerikanischen Gallup-Instituts.

Die A r b e i t s l o s e n - Zahl ging um 25 % zurück. Da gleichzeitig Löhne und Gehälter (die untersten Lohngrenzen für Männer wurden um 35 %, für Frauen um 40 % erhöht) sowie die Sozialleistungen angehoben wurden, reduzierte sich die Aus-

wanderung griechischer Arbeitskräfte auf rund die Hälfte gegen 1966.

Der griechische Export verdreifachte sich gegenüber 1966. Bemerkenswert ist dabei: Der Anteil industrieller Waren am Gesamtexport erhöhte sich von 13 % (1966) auf 23 % (1968). Verstärkte ausländische Investitionen beweisen, daß man in anderen westlichen Ländern Griechenland eine gesunde Entwicklung zutraut. Allein im Jahre 1968 genehmigte Athen ausländische Investitionen im Wert von 900 Millionen DM und im 1. Quartal 1969 (neue Zahlen liegen noch nicht vor) im Werte von 315 Millionen DM. Von 1967 bis März 1969 erhielten 181 ausländische Firmen die Genehmigung zur Gründung von Niederlassungen.

Die Industrie-Produktion stieg innerhalb von 2 Jahren um 13 %. Mit dieser Steigerungsrate steht Griechenland an 4. Stelle unter den Mitgliedsländern der OECD.

Unter griechischer Flagge fahren z. Zt. mehr als 2000 Schiffe (am 31. 3. 1969 = 2003) mit einer Gesamt-Tonnage von rd. 10 Mill. BRT. Zunahme gegenüber April 1967: 230 Schiffe mit rd. 2 Mill. BRT. Das ist die bisher größte Zunahme im Verlauf zweier Jahre überhaupt.

Diese Angaben sind den vorzüglichen, sachlichen und zuverlässigen C. L. Schmitt-Wirtschaftsberichten, Ausgabe vom 3. September 1969, entnommen und sollen mithelfen, das durch die ständigen Gehässigkeiten in Presse, Rundfunk und Fernsehen verzerrte Bild der Entwicklung in Griechenland dem wirklichen Geschehen näher zu bringen. Sicherlich sind keineswegs alle Griechen mit allem was geschieht einverstanden, und sicherlich ist nicht alles richtig. Aber welche Regierung macht keine Fehler?

Man darf die „Regierung der Obristen“ nicht als Ideal-Demokratie werten — vergessen wir aber nicht, daß die „Volksdemokratie“, vor der sie Griechenland im Frühjahr 1967 bewahrten, dies mit Sicherheit auch nicht gewesen wäre...

Zum Schluß zitieren wir noch aus einer Analyse der international bekannten P. A. International Management Consultants Ltd.: „Die widersprechenden Angaben über die Wirtschaftslage Griechenlands seitens Personen verschiedener politischer Anschauungen veranlaßten uns, zur Bedienung unseres Kundenkreises einen objektiven Bericht über die in Griechenland herrschenden Verhältnisse abzufassen. Dieser Bericht hat unsere Wirtschaftsexperten überzeugt, daß die gegenwärtigen Verhältnisse in Griechenland günstig sind“.

LITERATURHINWEISE:

Von Mentoren der Karawane-Studienreisen sind erschienen:

GRIECHENLANDKUNDE
Ein Führer zu klassischen
Stätten von Ernst Kirsten
und Wilhelm Kraiker,
5. Auflage in zwei Halbbänden,
935 Seiten, 193 Abb., DM 42.—

NEU-GRIECHISCH WIE
ES NICHT IM
WORTERBUCH STEHT
von Hans Eideneier
163 Seiten,
15 Zeichnungen, DM 10.—

Von den noch lieferbaren, nicht zeitgebundenen Heften der Vierteljahresschrift DIE KARAWANE empfehlen wir zur Ergänzung des Themas:

„LEBENDIGES
GRIECHENLAND“
Neuaufgabe, 68 Seiten,
DM 3.— (Doppelnummer)

„GRIECHENLAND IM
MITTELALTER“
48 Seiten, DM 2.20

„GRIECHISCHE INSELN“
52 Seiten, DM 2.40

„KLÖSTER DER
OSTKIRCHEN“
88 Seiten, DM 4.20
(Doppelnummer)

„ENA LORDOS“
Reisen unserer Vorväter in
Griechenland und Kleinasien
96 Seiten, DM 3.90

Über die Westgriechen
(Magna Graecia):

„DAS MITTELMEER —
VÖLKER DES
OKZIDENTS“
60 Seiten, DM 2.90

„SÜDITALIEN-
LUKANIEN“
96 Seiten, DM 3.50

Auslieferung porto- und verpackungsfrei

KARAWANE-VERLAG, Abt. Buchversand

7140 Ludwigsburg, Marbacher Straße 96, Telefon 071 41 / 2 12 90

DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde — Vorsitzender Gymn.-Prof. Dr. Kurt Bachteler — herausgegeben von Dr. Kurt Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende Nummer 3, 10. Jahrgang 1969, kostet für Einzelbezieher DM 2.50, Jahresabonnement für vier Nummern DM 10.—, an die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis. Auslieferung durch den KARAWANE-VERLAG, Abt. Buchversand, 7140 Ludwigsburg, Marbacher Str. 96, Telefon 071 41/2 12 90.

Bildnachweis: Archiv Karawane: S. 19, 29, 47; Bavaria Bildverlag: S. 9, 16, 20, 26, 33, 34; Windstosser: S. 4.

Vorankündigung: Das nächste Heft 4/1969 ist Tirol gewidmet.

GRIECHENLANDREISEN OSTERN 1970

Klassisches Griechenland — Athen und Peloponnes

15. 3. — 29. 3. 1970 Reiseleitung: Ober-Stud.-Rat A. Paschen

Flug: Hamburg — München — Athen. Bus: Athen — Korinth — Mykene — Tiryns — Nauplia — Epidauros — Tripolis — Sparta — Halbinsel Mani — Olympia — Bassae — Patras — Delphi — Hosios Lukas — Athen (5 Tage mit Ausflügen nach Kap Sunion, Daphni, Eleusis etc.). Halbpension ab Hamburg **DM 1355.—**, ab München **DM 1185.—**

Kreta und das klassische Griechenland 22. 3. — 5. 4. 1970 Reiseleitung: Dr. R. Strasser

Flug: München — Athen. Busfahrt: Nauplia — Mykene — Tiryns — Epidauros — Tripolis — Mistra — Sparta — Mani — Sparta — Megalopolis — Tripolis — Olympia — Patras — Athen. Schiff: Piräus — Chania. Bus: Heraklion — Knossos — Gortyn — Phaistos — Mallia — St. Nicolaos — Gournia — Heraklion. Schiff: Piräus. Flug: Athen — München. Halbpension **DM 1290.—**

Athen — Rhodos 22. 3. — 5. 4. 1970 Reiseleitung: Dr. K. Giesecking

Flug: München — Athen (4 Übernachtungen). Schiff: Ägina (2 Übernachtungen) — Piräus. Bus: Korinth — Loutraki — Athen. Flug: Rhodos (5 Übernachtungen) — Athen — München. Halbpension **DM 1340.—**

Das klassische Griechenland und Athen 22. 3. — 5. 4. 1970 Reiseleitung: Dr. W. Clasen

Flug: München — Athen (3 Übernachtungen). Bus: Athen — Alt-Korinth — Mykene — Tiryns — Nauplia — Epidauros — Argos — Tripolis — Sparta — Mistra — Ausflug Halbinsel Mani — Tripolis — Olympia — Pyrgos — Delphi (3 Übernachtungen und Ausflug zum Kloster Hosios Lukas) — Daphni — Eleusis — Athen (3 Übernachtungen). Flug: Athen — München. Halbpension **DM 1150.—**

Athen und die Peloponnes 22. 3. — 5. 4. 1970 Reiseleitung: Gymn.-Prof. H. Bonz

Flug: München — Athen (3 Übernachtungen). Bus: Athen — Daphni — Eleusis — Delphi (3 Übernachtungen) — Patras — Pyrgos — Olympia (2 Übernachtungen) — Tripolis — Mistra — Halbinsel Mani — Mistra — Nauplia — Epidauros — Tiryns — Mykene — Alt-Korinth — Athen (3 Übernachtungen). Flug: Athen — München. Halbpension **DM 1150.—**

Athen — Kreta 22. 3. — 5. 4. 1970 Reiseleitung: Stud.-Rat A. Beck

Flug: München — Athen (4 Übernachtungen). Schiff: Piräus — Chania. Bus: Chania — Heraklion (3 Übernachtungen mit Ausflügen nach Phaistos, Mallia, Ag. Nicolaos und Knossos). Schiff: Heraklion — Piräus/Athen (5 Übernachtungen). Flug: Athen — München. Halbpension **DM 1250.—**

Athen — Kreta — Rhodos 22. 3. — 5. 4. 1970 Reiseleitung: Irmgard Raab

Flug: München — Athen. Schiff: Piräus — Chania. Bus: Chania — Kloster Arcadi — Heraklion (5 Übernachtungen und Ausflüge nach Knossos, Gortyn — Phaistos — Hagia Triada, Mallia — Ag. Nicolaos — Kritsa — Lato). Schiff: Heraklion — Piräus. Flug: Athen — Rhodos (3 Übernachtungen und Ausflug Lindos). Flug: Rhodos — Athen — München. Halbpension **DM 1435.—**

Griechenland und seine Inseln 22. 3. — 5. 4. 1970 Reiseleitung: Dr. H. Buhmann

Flug: München — Athen, Stadtrundfahrt, Gelegenheit zu Ausflügen nach Sunion, Ägina und durch ganz Attika. Kreuzfahrt: Kreta — Rhodos — Kos — Patmos — Delos — Mykonos. Klassische Rundfahrt über Delphi nach Olympia — Sparta — Mistra — Tiryns — Epidauros — Nauplia (Ruhetag) — Mykene — Alt-Korinth — Eleusis — Athen. Rückflug Athen — München. Vollpension auf der Kreuzfahrt, sonst Halbpension **DM 1475.—**

Athen-Aufenthalt 22. 3. — 5. 4. 1970 Reiseleitung: Reg.-Rat H. J. Jaeger

Flug: München — Athen. Aufenthalt in Athen mit vielen fakultativen Ausflugsmöglichkeiten. (Eine ganztägige Stadtrundfahrt eingeschlossen.) Halbpension **DM 1090.—**

Beachten Sie bitte, daß wir außer den auf dieser Seite verzeichneten Griechenland-Flugreisen noch Karawane-Mittelmeer-Kreuzfahrten über Ostern und nach Ostern unter der Themenstellung „Klassisches Griechenland“ (Griechenland — Türkei) und „Griechenland — Byzanz“ veranstalten. Für alle die Interessenten an einer Griechenlandreise, die weder eine Flugreise noch eine Kreuzfahrt wünschen, sei auf unsere Bahnreise hingewiesen, die wir über Ostern mit Liegewagen-Sonderzug im Rahmen des Programmes unserer österreichischen Tochtergesellschaft für Länder- und Völkerkunde durchführen. Bitte fordern Sie Programm an.

Dazu selbstverständlich — wie jedes Jahr — Reisen in viele andere europäische und außereuropäische Länder. Bitte verlangen Sie Gesamtprogramm.



**BÜRO FÜR
LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE**
Karawane-Studienreisen

714 Ludwigsburg, Bismarckstraße 30, Telefon 071 41 / 23087